

Bauer und Jude.



Soziales Lebensbild

von

Clemens Kreiſau.



Leipzig.

Theodor Fritsch.

1891.

STADT-BIBLIOTHEK
FRANKFURT a. M.

Bauer und Jude.



Soziales Lebensbild

von

Clemens Kreißau.



Leipzig.

Theodor Fritsch.

1891.

STADTBIBLIOTHEK
FRANKFURT AM MAIN.

Im schönen Hessenlande, am Fuße rebenbegrenzter Berge, liegt in einer lieblichen, malerischen Thalmulde das Dörfchen L., ein Dertchen, das ein gerade nicht sehr wohlhabendes, aber fleißiges und zufriedenes Völkchen seine Heimath nennt.

Die wenigen Häuserreihen mit ihren alterthümlich geformten Giebeln und reinlichen Gewändern machen auf den Fremden einen wohlgefälligen Eindruck. „Hier mag wohl echter Bauernsinn zu Hause sein,“ denkt man bei sich, „Arbeitsamkeit und Wohlhabenheit“, und still vergnügt wandert man durch das Dörfchen und setzt sich nieder oben im grünen, schattigen Wald, um noch einmal das Auge hinschweifen zu lassen auf das gesegnete Fleckchen Gotteserde. Wir verweilen etwas länger unter dem kühlen Blätterdache, durch das die Strahlen der freundlichen Morgensonne nur spärlich hindurch zu dringen vermögen; nur ungern können wir uns trennen von diesem wohligen Plätzchen. Da, als wir immer und immer wieder hinunterschauen und unser Blick fessellos an all’ den Schönheiten des Thalgrundes sich zu weiden sucht, da ist es uns, als ob wir sie beneiden wollten, die zufriedenen Dorfbewohner, um ihr trautes Glück, welches das Füllhorn der Natur hier in so reichem Maße ausgeschüttet zu haben scheint. Und da, wo Mutter Natur stets neu mit ihren unvergänglichen Reizen lächelt, der holde Frühling seinen Blumentepich ausbreitet, die Amuth milder Sommertage glückverheißend strahlt, da muß auch ein glückliches Menschengeschlecht seine Felder bauen! Ja, da läßt sich’s wohler und freier aufathmen, als dort im Gewühle des städtischen Alltagslebens. Glückliche Menschen, die Ihr an der Quelle unschuldiger Freude Euch labet!

*

*

*

Sehen wir aber einmal, wie's unten aussieht, im Dörfchen, wenn's Abend geworden, wenn die Dämmerung herniederstieg und mit der Nacht Ruhe und Frieden einkehren will.

Es ist im August. Still ist's geworden auf Feld und Au. Auch im Dorfe wird's allmählich ruhiger. Wir wundern uns nicht, denn die Zeit der Ernte ist da und da heißt's arbeiten, vom frühen Morgen bis zur Nacht hinein und wenn der Abend kommt, so heißt man ihn willkommen, denn er bringt ja Ruhe nach des Tages mühevoller Arbeit. — Nur zeitweise unterbricht der profane Klang der Sensen, die hier und dort noch zurecht gehämmert werden, die feierliche Abendstille. — In der Schenke allein geht es noch lebhaft zu. Heute lebhafter wie sonst. Dort ist nämlich die Güter-Auktion des Herrn Hirsch aus G., und es muß wohl auch schon einen tüchtigen Freitrunck gegeben haben, weil so gehörig draußlos geboten wird. — Herr Hirsch ist ein nobler Mann. Er kommt nie anders als in seinem Landauer nach L., daher kommt es auch, daß die Leute spöttelnd sagen: „der Herr Baron Hirsch.“ Nun, Herr Hirsch ist ein Mann von Eindruck, eine Erscheinung, die imponirt. Das volle gesunde Gesicht, der wohlgepflegte Bauch, die runden Arme und gutgenährten Hände lassen nur allzubald den Gebieter erkennen. Sechs Brillantenringe zieren seine Finger; eine hochgoldene Uhrkette bedeckt die blendend weiße Weste; die zwei feurigen schwarzen Augen umrahmt ein massiv goldener Aneifer; und da Herr Hirsch seit einiger Zeit eine besondere Vorliebe für hohe Cylinder bekommen, sehen wir ihn heute fast aristokratisch angehaucht aus seinem Wagen steigen. „Ein feiner Herr,“ gestehen wir, und es muß wohl auch so sein, denn Herr Hirsch spielt ja drinnen in der Kreisstadt eine große Rolle. Nicht selten sieht man ihn mit dem Herrn Landrath ein Scatthen spielen, mit Baronen Bruderschaft machen, hören ihn mit dem Herrn Bürgermeister politische Themata erörtern, im Stadtrathscollegium und in Vereinen das Wort führen u. s. w. — Aber nicht allein ein feiner, auch ein gutherziger, edler Mann muß Herr Hirsch sein,

steht er doch so oft bei den Gebern von Almosen in der Zeitung. Sein ältester Sohn, der Herr Hugo Hirsch, hat Jura studirt ist Doctor juris und Amtsrichter in Oberschlesien, während sein zweiter Sohn Medicin studirt und soeben auch den Doctortitel erhalten hat. Beide Kinder sind der Stolz ihres Vaters und wenn die Pflingstzeit herankommt und Herr Hirsch durchschreitet mit herrischer Selbstgefälligkeit und wohlwollender Herablassung inmitten seiner zum Besuch bei ihm weilenden, hochgebildeten Söhne die Straßen der Kreisstadt, da kennt seine Freude keine Grenzen. Ueberall grüßt man ihn als achtbaren Bürger und glücklichen Vater, was er natürlich stets freundlich dankend erwidert. So hat Herr Hirsch sich bereits die allgemeine Achtung erworben, wenn man auch in G. noch bis vor einigen Jahren sehr getheilte Meinung über ihn war. Lassen wir Meinungen — Meinungen sein und werfen wir, ehe wir zur realen Gegenwart übergehen, einmal einen Blick in die Vergangenheit. Vor etwa 20 Jahren hörten wir den alten Schulmeister Jahn in D. sagen: „Laßt ihn nur betrügen, den Beitel. Unrecht Gut gedeihet nicht.“ Jahn wußte wohl, warum er so sprach, aber — „Unrecht Gut gedeihet doch,“ — würde er heute sagen, wenn er Herrn Hirsch sähe, der gute Alte — sein kindlicher Glaube an eine höhere Vergeltung könnte in's Wanken gerathen.

Hirsch, oder wie man ihn vor 20 Jahren noch kurzweg nannte, der Beitel, war früher ein anderer Mann. Sein Vater, dem er auf's Haar gleicht, stammte aus dem Posen'schen und galt, trotz der strengen Ausnahme-Gezetzgebung einer weisen Regierung, als großer Wucherer. Beitel hatte frühe, schon im zartesten Jünglingsalter, dessen Schliche erlernt. Die Zeit reifte ihn zu einem durch und durch gewandten und listigen Geschäftsmann heran. In allen Sachen verstand er sich, wie kein Anderer, auf seinen Vortheil. Im Ziegenfell-, altem Eisen-, Kuh- und Kurzwaarenhandel war er Meister, aber auch in Geld- und Wechselgeschäften, Hypotheken-Übernahmen, Rauffchillingen, Ehever-

mittelungen, Auswanderungs-Angelegenheiten, Schnaps- und Liqueur-Consum erwies er sich als Talent. Nicht weniger als 37 Bauerngüter kennen ihn als ihren Ausschlächter, darunter einige, die ihm einen kaum glaublichen Gewinnsteinbrachten. Von 8 ungetheilten Gütern ist er jetzt noch Eigenthümer. Eins davon soll heute zerstückelt werden. In einem Umkreis von 15 Stunden sind viele ehemals gut situirte Bauern seine Schuldner und Pflichtigen geworden. Ca. 80 Personen hat Hirsch nach Amerika spedirt, nachdem er deren Besitz recht gewinnbringend an sich gezogen. Hirsch ist ein universaler Geschäftsmann, das weiß man überall. In G., der Kreisstadt, schütteln alte Leute nur zuweilen den Kopf und meinen, bei ihm müßte es wohl nicht immer „recht“ zugegangen sein. Dagegen hegt die jüngere Welt weniger Bedenken, findet an ihm Alles begreiflich und betrachtet ihn bereits als einen „guten“ Juden.

So gilt Hirsch auch in Bürgerkreisen als Ehrenmann, obwohl man vor Jahren in G. einmal munkelte, daß er sich betrügerischer Handlungen schuldig gemacht habe. Das konnte aber doch gewiß nicht begründet sein, denn der Herr Gerichtsrath, der von dergleichen Händeln Kenntniß haben mußte, war ja ständiger Hausfreund bei Hirsch und weit und breit als ein ehrbarer, gutmüthiger und gerechter Herr bekannt. Daß Hirsch's Vergehen todtgeschwiegen sein mochten, daran dachte Niemand; „der Herr Gerichtsrath ist zu gewissenhaft,“ meinte man, „als daß so etwas hätte geschehen können.“ Der neue Herr Amtsrichter, der natürlich Herrn Hirsch besser kennt, als die arglose Welt, will mit dem Herrn „Stadtrath“ nicht gerne etwas zu thun haben. Es erklärt sich dies unter Anderem auch aus seiner jedesmaligen Verabschiedung von der Abendgesellschaft im Casino, sobald Hirsch naht. Doch ist bekannt, daß der Richter ein ausgesprochener Judenfeind ist, der gegen alle Juden einen gewissen Widerwillen an den Tag legt. Hirsch bleibt also ein Ehrenmann, besaßt er sich doch auch lange schon nicht mehr mit den gemeinen Händeln von ehemals. Ziegenfelle, altes Eisen,

Ruhe liegen ihm jetzt völlig ferne, ferner noch die Art und Weise wie er in diesen Artikeln Geschäfte machte und von denen nur „Eingeweihte“ wissen. — Wenn er nun, nachdem er's kann, den behändigen Rentier spielt, seine Söhne etwas Tüchtiges lernen läßt, wer will's ihm verübeln? Wenn er per Equipage fährt, sich fein gekleidet und nobel benimmt, wer will's ihm wehren? Und nobel treffen wir ihn auch heute Abend in L., wenn auch spät, aber — das Geschäft bringt's halt so mit sich. Wenden wir uns der Schenke zu. Dort sitzt Herr Hirsch, mit einem Taschentuche sich den Schweiß trocknend; neben ihm sein Protokollführer, eine hagere finstere Gestalt, es ist der Schreiber vom Amtsgericht in G., der ihm ja oft schon, gegen eine kleine Entschädigung, treue Dienste gethan, ihm auch, wenn's ging, wiederholt manches Geheimniß der Gerichtsacten enthüllt hatte.

Oben hat Herr Hirsch den letzten Zuschlag erteilt und das 38. Gut ist zerstückelt, womit eine nicht geringe Anzahl Bauern seine neuen Schuldner geworden sind. In fieberhafter Eile summiert er das Erlöste. Rechenmeister ersten Ranges hat er gleich heraus, daß er nach Abzug aller Unkosten einen Nettogewinn von 10,000 Mark erzielt hat. Jetzt erhebt sich Herr Hirsch. In Anbetracht des überaus günstigen Geschäfts befiehlt er noch 10 Flaschen Franzbranntwein aufzutragen, welcher Schritt von Seiten der bereits über Gebühr erheiterten Käufer mit stürmischem, nicht endenwollendem Jubel begrüßt wird. Einige trunkene Kehlen machen sogar den Versuch, dem freundlichen Spender ein Hoch darzubringen, während Andere die Herzensgüte des Herrn Hirsch gar nicht genug zu preisen wissen. Der „Gefeierte“ und sein söldnerischer Helfershelfer, der Schreiber, haben indeffen das Wirtshauszimmer verlassen, um im „Herrenstübchen“ nahe daran noch einige Flaschen Altmannshäuser zu leeren. Nach gethauer Arbeit und abgesondert von den „rohen Bauern,“ welche Herr Hirsch heute Abend aber aus Geschäfts-Interesse mit „meine Herren“ angedeutet, fühlten sie sich behaglicher.

„Ein herrlicher Abend, heute,“ meinte vergnügt Hirsch zu

dem schmunzelnden Wirth. „Den Branntwein lob' ich mir. Er besitzt eine eminente Kraft. Wie steht's mit einer neuen Sendung? Habt noch vielen Vorrath davon?“

„Doch nicht,“ erwiderte der Schwanenwirth, „das Faß ist nahezu leer. Werde nächstens bei Ihnen zusprechen.“

Herr Hirsch lächelte. „Stets willkommen, Schwanenwirth,“ sagte er, „der Branntwein wird viel gelobt. Ueberall geht er reißend ab. Ich sehe, auch bei Euch trinkt man ihn gern.“

„Man hat sich bald daran gewöhnt. Früher mochte ihn Niemand, aber bei den schlechten Zeiten will man sparen und da trinkt man auch Fusel,“ entgegnete der Wirth, welcher die Qualität des Schnapses wohl kannte, der Billigkeit wegen aber, wider Willen, bei Hirsch kaufte.

„Ruft mir 'mal den Schafhofbauer her, Schwanenwirth,“ bat Hirsch, „ich kann das nicht leiden, wenn ein solcher Mann sich draußen bei den Schnapsbrüüdern herumtreibt. Laßt ihn hereinkommen. Wir wollen's uns hier ein Bißchen gemüthlich machen.“ —

Der Schafhofbauer war ein Bekannter Hirsch's, ehemaliger Schöffe, und der wohlhabendste und geachtetste Mann in L. Sein Ruf war der ausgezeichnetste — weit und breit, worauf er allerdings nicht wenig stolz war. Dieser Stolz war ihm leider zur zweiten Natur geworden und bildete nach und nach seine schwache Seite. Wie in manchen Vertrauensstellungen, die ihm übertragen, so suchte er in fortwährender, selbstdurchdachter Verbesserung seiner Wirthschaft, welche man für die geordnetste hielt, immer mehr Befriedigung für seinen Ehrgeiz. Hirsch wußte das und kannte des Bauern Herz und Nieren, trotzdem vermochte er auf dem Schafhof aber noch niemals recht anzulanden. Der Bauer galt überall als ein fleißiger und sparsamer Mann, dem übrigens leichtsinniges Wirthschaften völlig fern lag, der aber sehr viel auf Musterhaftigkeit und Ordnung hielt. Mit Hirsch machte er grundsätzlich wenig Geschäfte. Er wußte, daß man bei den Juden immer Haare lassen mußte und mied sie deshalb. Nur sehr

selten kam es vor, daß er mit ihnen in Beziehungen trat, allein diese Geschäfte wickelten sich in der Regel glatt und schnell ab. Hirsch gefiel das allerdings nicht. Bot sich ihm dabei doch niemals Gelegenheit, mit dem Schafhofbauern dauernd und mit Nutzen in Verbindung zu treten. Dessen ungeachtet hoffte er einmal doch noch festen Fuß zu fassen auf dem Schafhof, zu diesem Zwecke gedachte er heute fest mit seinem „Freund“, wie er den Bauern nannte, anzuknüpfen. Neue Hoffnungen belebten ihn, denn der Bauer hatte gekauft und zwar nicht wenig: 10 Morgen Wiesen und 5 Acker Land. Hirsch wußte wohl, daß er die Bedingungen, die er hinsichtlich der Zahlung eingegangen, nicht gut einhalten konnte. Da hätte es ja im Sommer Silber und im Herbst Ducaten regnen müssen! Freilich konnte der Schafhofbauer, wenn's absolut sein mußte, das Geld jederzeit anschaffen, aber dies wünschte Hirsch ja eben nicht, weil er endlich Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, auf dem Schafhof heimisch zu werden. Die Maske der Freundschaft kam ihm hierbei prächtig zu statten. Schon jüngst hatte er unter dieser Flagge zu segeln versucht, und anscheinend nicht ohne Erfolg. Er hatte nämlich „seinem Freund“, dem Bauern, ein Fäßchen feinen „Calmusbittern“ zum Haustrunk verehrt. Für später hoffte er ihm noch gleiche „Freundschaftsdienste“ zu erweisen, doch wollte er die Wirkung des ersten Präsentes abwarten. Eins nur machte ihm Sorge um seinen Plan — die Bäuerin. „Mit der ist nicht gut Kirschen essen“, meinte Hirsch. — In der That, die behäbige Alte war nicht besonders zu sprechen auf diesen „Chaisenjud“, wie sie sagte. Der Calmusbittere aber hatte ihre Abneigung gegen ihn nur noch mehr entfacht.

Wenn's nach ihr gegangen wäre, dann hätte der Brantwein nicht einen Tag in dem Keller gelegen. Die schwachen Seiten des Bauern waren ihr leider zu bekannt; auch gefiel ihr das Verhältniß mit Hirsch nicht, der doch nur seinen eigenen Vortheil im Auge haben konnte, aber sie wagte nicht, dem Bauer zu schmollen, denn er war nicht gebügelt, wenn sie ihm etwas sagte

Was er that, das allein sollte gelten, wenn schon die Bäuerin manchmal klüger dachte und vernünftiger gehandelt haben würde. Hirsch konnte sie schon lange nicht leiden. Sollte doch ihr einziges Kind, die gute Elisabeth, im Einverständniß mit dem Bauern, von ihm verschachert werden. Sie sollte einen wildfremden Menschen heirathen und das geträumte Glück zweier liebenden Herzen, die schönste Hoffnung einer glücklichen Mutterbrust, sollten zu Nichte werden. Aber daraus wird Nichts, nie Nichts, hatte sie gesagt. Sie meinte, die Glausen, die der Jude dem Bauern in den Kopf gesetzt, würden schon scheitern an der Standhaftigkeit und Treue ihrer Lieblinge. „Niemand kriegt unsere Elisabeth, als Franz und nur allein Franz“, gelobte sie sich heimlich.

Wie wenig der Bauer auf die sichtlichen Abneigungen der braven Bäuerin gegen den aufdringlichen Juden gab, sehen wir heute wieder. Nicht lange dauert es, und er hat neben Hirsch und dem Schreiber Platz genommen. Während der Auction hatte er sich an dem Gespräch der übrigen Käufer wenig betheiligt. Er glaubte, sich auch der Betheiligung an dem Freitruunk enthalten zu sollen, denn für einen Mann wie er wäre es gerade nicht schön gewesen, „freigehalten“ zu werden. Um so erwünschter schien es ihm, im Herrenstübchen mit Herrn Hirsch behaglich und ungestört ein Gläschen zu leeren. Die Beredsamkeit Hirschs ließ ihm die Stunden wie Minuten dahineilen. Bald schon wurde die Stimmung etwas animirt unter ihnen, denn der stets dienstbereite Wirth hatte wiederholt Wein hineingetragen; auch der Schachshofbauer mußte davon seinen Theil genossen haben. — Als der Kutscher später nachfrag, ob er einspannen könne, erwiderte ihm der „Gnädige“: „Ja — der Herr Expedient fährt zur Stadt, während ich einer gütigen Einladung des Schachshofbauers folge und hier übernachtete.“

Gleich darauf rollte der Wagen mit dem Schreiber davon. Der Schachshofbauer aber lenkte in Begleitung Hirschs seine Schritte heimwärts. „Mir ist warm geworden drinnen,“ meinte

er zu Hirsch, was dieser sich gar nicht zu erklären vermochte. Der Weg nach dem Schafhof führte von der Schenke rechts ab, quer über die sogenannten Schafwiesen, die an das herrliche Anwesen grenzten, durch den Gemüsegarten zum Hof hinein. Diesen Weg ließ Hirsch nicht unbenutzt, galt es ihm doch wegen der Heirathsvermittlung um Elisabeth. „Ihr dürft Euch von der Frau nicht beeinflussen lassen, Schafhofbauer. Das Urtheil der Weiber ist noch nie ein gutes gewesen. Der Mann als Vater hat Pflichten, er muß wissen, was ihm frommt.“ Hirsch suchte vor Allem die Bäuerin, als den Stein, der ihm im Wege war, für sich unschädlich zu machen. Gelang ihm dies, dann hatte er gewonnen Spiel. Er speculirte auf die ihm wohl bekannten Schwächen des Bauern. Wenn dieser Hirsch auch nicht in Allem gerade Recht gab, so stimmte er ihm innerlich doch darin bei, daß er Vater sei und wissen müsse, was er thäte. Hirsch freute sich heimlich, als er merkte, wie in dem Bauern nach und nach der Entschluß reif zu werden versprach: Elisabeth heirathet nur den, welchen er ihr als sein Freund aus Wohlwollen für das „Fräulein“ freien wolle.

... Sie waren beide am Schafhof angelangt. Mit Kennermiene musterte Hirsch den herrlichen Besitz des Bauern. Wie friedlich, wie idyllisch lag es da, das schöne Gut. Ringsum schweigende Nacht, grüne Fluren, bunte Auen, schwerwiegende Mehrenfelder — die ganze Gegend gebadet im goldenen Mondeschein. In Wahrheit ein beneidenswerther Besitz, der bei Hirsch allerlei Gedanken wachzurufen geeignet war. Lange schon war der Hof im Besitz ein und derselben Familie, aber man merkte dem Gut, das übrigens sehr wohl erhalten war, seine 200 Jahre nicht an. Nur Hirsch fand nicht Alles, wie's sein sollte.

„Nette Wirthschaft, prächtige Lage,“ sagte er, „auch gut im Stand — aber für Euere Verhältnisse, Schafhofbauer, nicht ausreichend, zu unzuweckmäßig, nicht stattlich genug. Entspricht seinem Eigenthümer wenig, zu alterthümlich, zu einfach und be-

scheiden für Euch. Erinnert an die Klein-Deconomie. Ein so angesehener Deconom, wie Ihr, gehört in einen andern Bau.“ — „Herr Hirsch, veracht' er mir das Alte nicht. Ich lob's mir immer noch, wenn man dabei nur zufrieden ist. Mein Vater, Großvater und Urgroßvater lebten hier und waren glücklich. Und was den Alten recht war, ist mir heilig. Damit könnt Ihr mir nicht kommen,“ entgegnete etwas verletzt der Bauer.

„Was, Schaffhofbauer? Was? . . . Ich verachte Euer Besitzthum? Bei dem höchsten Richter, das wage ich nicht. Ich weiß, wie lieb es Euch ist, und ehre Euch darum, Euer ganzes Haus und Euere Ahnen. Gott hab' sie selig. Aber weist eines Freundes Rath nicht von Euch! Habt Ihr mir doch selbst gestanden, wie sehr es Euch an Raum mangelt, an Bequemlichkeit und dem nöthigen Licht. Kein Wunder, ein so großes Gut verlangt viel. Vergleicht es nicht mit früheren Verhältnissen! Für Euere Eltern mag schon Alles gut gewesen sein. Für ihre Wirthschaft reichte es schon. Aber Ihr — Ihr mit Euerem Feld, Euerem Vermögen! Trägt Euer Speicher zu Lichtmeß nicht mehr als bei Eueren Eltern zu Michaeli? . . . Seht — da kommt's 'raus. Und nun der beschränkte Raum in den Zimmern, die alte Bauart. Ich glaub's schon, daß es unter solchen Umständen Unzuträglichkeiten unter dem Gesinde setzt. Natürlich an Euch bleibt's hängen und kein Mensch begreift Euch. Ihr habt den Nachtheil — hm, wenn nicht die Nachreden davon —“

„Gollah! Herr Hirsch,“ rief der Bauer gereizt, „Nachreden verstehe ich nicht. Werde wohl Acht haben in meinen Wänden und Respect hat man auch vor dem Schaffhofbauern. Was soll das, Herr Hirsch?“

„Ist nicht böß gemeint, Schaffhofbauer. Erlaubt mir ein Wörtchen. Ich kenne Euch. Ihr habt meine ganze Achtung, Ihr seid ein herrlicher Mann, ein prächtiger Deconom. Die Welt weiß es. Aber — das darf Euch nicht verletzen — Ihr seid gerade nicht immer praktisch. Prozis aber geht vor Alles.“

„Die Welt kennt mich, das stimmt, und sie soll mich kennen, so lieb' ich's. Praxis? geht mir hinweg mit dieser Praxis! — Vorsichtig und bedächtig sein soll man und vernünftig wirthschaften.“

„Vorsichtig, Schafhofbauer? jawohl, aber — Verzeiht mir! Ist das besonders vernünftig, wenn Ihr, statt Euer Anwesen zu erweitern, Speicher, Keller und Böden pachtet und lieber 50 Procent an Miete zahlt, als von unbenutztem Eigenthum so viel wie nichts? Das ist doch wahrlich, mit Verlaub, wenig vernünftig.“ „Das ist etwas unpraktisch, sage ich und mit diesem solltet Ihr im eigenen Interesse brechen. Stets rationell wirthschaften ist die Parole für einen tüchtigen Landwirth. So rechnet doch einmal! Ihr zahlt dem Walbrian drüben für seinen Kellerraum zwanzig Thaler, dem langen Peter für seine Tenne ebensoviel und für den Boden hier, der an Euer Stallung grenzt der Gemeinde — wie viel zahlt Ihr dafür?“

„Fünizehn Thaler bloß.“

„Fünizehn Thaler? Also fünfundfünfzig Thaler jährlich werft Ihr in's Wasser. Rechnet das — in zehn, in zwanzig Jahren — nicht wahr, da macht Ihr Augen? Das wäre schon ein nettes Capital, das Ihr in den eigenen Wänden doppelt hoch veranschlagen könntet. Hm, und das ganze Dorf, ja, wo man Euch kennt, begreift man den Schafhofbauer nicht, wie er einen solchen Vortheil unbeachtet läßt.“

Der Schafhofbauer nickte stillschweigend nach einigem Nachdenken. „Hm, Alles recht schön und gut, allein so lange ich lebe, werde ich mich einzurichten suchen. Kommt einmal ein tüchtiger Eidam in's Haus, so mag der sehen, wie er die Wirthschaft verbessert.“

„Rehmt's mir nicht übel — aber ich sehe, Euer Bestes ist Euch gleichgültig. Ihr wißt Euern Nutzen wenig zu schätzen, Schafhofbauer. Einen Schwiegersohn erhält man nicht so leicht. Die erste Frage heutzutage ist, wieviel besitzt sie, und da muß der Vater etwas aufbieten. Ueberlegt die Sache: Aufbieten meine

ich, wo immer es auch sei. Der Schaffhof müßte ein anderes Kleid erhalten. Wie würde er z. B. dastehen, wenn Ihr ihn erweitern würdet, hier — wo Ihr noch den schönen Raum habt, einen Anbau an das Haus setzt, dann, das Zweckmäßigste, die ganze Hofraithe ummauern ließt. Ei der tausend, dann aber dieser Wessig! das wird den Leuten zu bewundern geben, das wird Allen klar machen, was der Schaffhofbauer kann, wie er rationell ist. Und nun erst die Parthie! Ohne Zweifel wird's dann was werden mit dem Haager Müller, eine Parthie, die sich nicht leicht wieder findet. An mir soll's übrigens nicht liegen, aber, auch Ihr müßt Euere Schuldigkeit thun, also macht etwas aus Euerm Können."

"Ihr redet nicht schlecht, das muß ich sagen. Rathen und Thaten ist aber nicht dasselbe; wenn ich Euer Geld hätte, sollte mir's schon eher recht sein," versetzte der Bauer.

"Bei Gott, Ihr dauert mich beinahe, Schaffhofbauer. Ein Mann wie Ihr kann so sprechen! Ei, schämt Euch doch etwas und laßt's Euch bei Niemanden merken. Ihr wißt, was drei wissen, erfahren bald dreißig, das könnte Euerm Renommé schaden." Hirsch lachte höhnißch. „Ja, ja, armer Mann, der Ihr seid, Ihr könnt Einem Leid thun," sagte er, „wißt Ihr im Nothfalle wirklich nicht, wo ich wohne? Ein Freund wird den anderen nicht stecken lassen, meine ich, Biedermänner helfen sich einander."

Der Schaffhofbauer schmunzelte. Das gefiel ihm von Hirsch. Der müsse es ja gut meinen, dachte er, so einen Freund ließ er sich gefallen. „Na, na, gemacht — werd' mir die Sache 'mal überlegen," sagte er darauf.

"Überlegen natürlich. Dazu braucht man eigentlich wenig Zeit," sprach Hirsch. „Aber, weiß schon, wen die Frau etwas unter dem Pantoffel hat, der kann sich ohne sie nicht entschließen. Geräth die Bäuerin dazwischen — dann Adieu schöne Pläne — Ihr laßt sie ruhig gewähren — ich kenne das — sie wird für

Eueren praktischen Nutzen nicht zu haben sein und Ihr werdet Euch bei ihr dann wenig Geltung verschaffen können."

"Geltung —? Wie meint Er das, Herr Hirsch?"

"Wie ich's meine? Nun — — — sie spielt gern ein Wischen den Hausmarschall, wie?" versetzte Hirsch zögernd. "Ihr werdet ihr wohl oder übel nachgeben müssen."

"Oho!" rief der Bauer betroffen, „da seid Ihr auf dem Holzwege. Ich bin Mann, was ich thue, gilt. — Aber überlegen will ich's mir. So schnell schießen die Preußen nicht. — Im Uebrigen seid unbesorgt, die Bäuerin kennt mich und weiß, daß ich geradeaus gehe."

"In anderen Dingen zweifle ich nicht daran, aber hierbei — — wird sie Euch schon 'rum kriegen, wenn sie 'was merkt. Man müßte die Weiber nicht kennen. Ach und die Männer heut zu Tage — oft sind's gar keine Männer mehr, habe ich schon gesehen."

"Poß Element, Herr Hirsch!" entgegnete der Bauer erregt. „Glaubt Er, der Schafhofbauer sei einer von dieser Sorte? Da irrt Er sich. Ich habe die Hosen an, ich führe das Ruder!"

"Das ist Euer Glück. Wo der Mann einmal hat aufgehört Mann zu sein, ist's mit Allem am Ende. Man sieht es da. In solchen Familien geht's den Krebsgang; man kommt zu Nichts, ist unzufrieden, es entsteht Streit, Aerger, Unfriede, Reid — schließlich geht Vermögen, Ehre und guter Name zum Teufel. Drum noch einmal, Schafhofbauer, bewährt Euch als Mann! — — Ich traue immer noch nicht."

"Echod Schwerenoth, Herr Hirsch, hör' Er damit auf! Kennt Er mich so schlecht?"

"Als Ehrenmann nur — als Mann von Charakter, Schafhofbauer — aber ich kenne auch die Weibereinflüsse. Wollt Ihr leugnen, daß —"

"Noch einmal, ich habe die Hosen an! Glaubt er mir nicht? Hier meine Hand — ein Mann — ein Wort. Mein Freund Hirsch creditirt und ich baue. Wollt Ihr mehr?"

Girsch freute sich innerlich. „Ich sehe, Ihr habt das Herz auf dem rechten Fleck, Schaffhofbauer,“ schmeichelte er, „alle Achtung vor solch einem Mann. Er hält, was er verspricht. Gut also, ein Mann ein Wort.“

„Und nun genug für heute,“ fuhr der Bauer fort, „Kommt herein, die Bäuerin soll noch etwas austragen, auch mit ihr müßt Ihr einmal von wegen Elisabeth reden, aber thut recht sachte, ich traue ihr nicht.“

Girsch folgte dem Bauern in die Wohnung.

*

*

*

. . . Hinter dem grün-buschigen Heckenzaun, dort unter der großen Linde saß ein Pärchen. Lautlos und aufmerksam hatte es dem Gespräch der Beiden gelauscht. Nun erhob es sich von der laubumrankten Gartenbank, und man erkannte in der sternenhellen Augustnacht bald, daß es Franz und Elisabeth waren. In der Brust des stämmigen jungen Mannes kochte es. Er war es also, der Großjude, der ihm sein Glück rauben, sein Thuerstez, seine liebe Elisabeth, an einen Andern, den Haager Müllersohn, verschachern wollte? Ja, er war es, dessen Gegenwart ganz besonders sein junges Blut in Wallung versetzte, in seinem Herzen Erinnerungen wachrief, die ihn so unendlich schmerzlich berührten. Er, jener Hebräer, der mit anderen Wichten das Erbe seines Vaters elendiglich, in grausamer Herzlosigkeit unter den Hammer gebracht hatte. Er, der ihn arm, vermögenslos machen half, und nun im Begriff stand, auch den Schaffhofbauer zum Schuldenmachen zu verleiten. „O, dieser Glende, dieser Schurke,“ sagte er sich. „Könnte er ihn, den Betrüger. . . .!“ Das schwere Herz wurde erst leichter, als er Elisabeth einen Kuß auf die Wange gedrückt, und das Mädchen wiederholt betheuert hatte, daß es doch nimmer etwas werden würde mit der Parthie des Juden, daß sie ihm ewig treu bleiben, nie von ihm lassen wolle.

Franz traute ihren Worten. Er kannte Elisabeth zu gut, als daß er hätte Schlimmes besorgen sollen. Aber bange

Mnungen entstiegen seinem Herzen. Ein trauriges Bild sah er in Geiste auf dem Schafhof sich entrollen, eine trübe, düstere Zukunft schien ihm über den Bauern heraufzuziehen.

Seit jenem Decembertag, da man ihn mit seiner seligen Mutter ausgelegt, fortgejagt von den trauten elterlichen Räumen, hatte ein furchtbarer, aber leider nur zu begründeter Haß gegen alle Juden in seinem Herzen Platz gegriffen. In einem jeden dieser Fremdlinge erblickte er den unerbittlichen Feind der Menschheit, einen teuflischen Versucher für den Landmann. Er wußte recht gut, daß, wenn der Jude bei dem Bauern erst einmal Fuß gefaßt, es nur zu bald um ihn geschehen sei. In Flammenschrift eines Cherubs mahnten ihn Thomas Frey's Worte:

„Zog der Jude erst den Nachbar aus,
So sei besorgt um Dein eigen Haus“.

Bei dem Schafhofbauern aber mußte der Jude ja schon recht heimisch geworden sein, hatte Elisabeth ihm doch erzählt, wie außerordentlich freimüthig und wohlwollend Herr Hirsch gegen ihren Vater sei, wie er ihm Geschenke in Calmasbittern gemacht, sie, Elisabeth und die Bäuerin zu einem Besuch eingeladen habe, wenn sie wieder einmal zur Stadt kommen sollten und dergleichen mehr. Daß Hirsch heute Abend zu Gast auf den Schafhof gekommen, überraschte ihn trotzdem, wennschon er's Elisabeth nicht merken ließ. Franz kannte den Bauern. Mit Betrübtheit nahm er wahr, wie er seit einiger Zeit anders geworden, wie der sonst so tüchtige Alte etwas leichtsinnig zu werden versprach. Das mußte wohl nicht ganz geheuer sein, und, wenn nicht Alles trügte, von dem Fäßchen, dem Geschenke Hirsch's, herrühren. Franz durchschaute voll und ganz die Pläne des Juden. Der Branntwein war ja das beste Mittel zu seinem abscheulichen Beginnen. „Elisabeth, was an Dir liegt,“ sagte Franz, „sei auf der Hut Du hast gehört, mit welchen Gedanken der Vater sich trägt. Du weißt nun von den Plänen des Juden. Glaubt nicht, daß dieser unersättliche Hebräer es ehrlich meint. Er speculirt auf seinen Vortheil; den Schaden habt Ihr. Er leiht, damit der Vater

bauen kann — bauen! und wenn er gebaut und Ihr die übermäßigen Wucherzinsen nicht bestreiten könnt, wird er die Mühle zumachen und Euch behandeln, wie er uns behandelt. Gott vergeb's ihm, ihm und seinen Helfershelfern; ich kann's ihm nicht verzeihen!" . . .

* * *

Vor acht Tagen waren es zehn Jahre geworden, daß man Franzens Mutter, die brave Schulze-Catharin', zu Grabe getragen, Gram und Herzeleid, Noth und Entbehnung hatten es gebrochen, das noch lebensvolle Menschenherz. Franz war bei dem Tode seiner Mutter noch jung gewesen; kaum zwölf Jahre zählte er damals. Vor zwölf Jahren wurde das Gut seiner Eltern, Felder, Wiesen, Vieh und Alles sonst, was niet- und nagellos war, „von Rechtswegen“, wie das gerichtliche Urtheil lautete, zwangsweise versteigert. Heute noch entquollen ihm Seufzer, wenn er daran dachte, an das „von Rechtswegen“, das eine ganze Ausbeuter-Compagnie erzwungen hatte. Nein, das konnte unmöglich als Recht betrachtet werden, wenn der Begriff von Recht und Gerechtigkeit nicht ein sehr getrübt sein sollte. Franz war es heute zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß hier nicht zum Mindesten Betrügerei, Fälschung und andere Judenkünste mitgewirkt haben mußten. Aber es war eben „zu Recht“ erkannt seitens des Gerichts und die Juden verkauften. Franzens Vater ruhte fern im Elsaß, in blutgetränkter Erde, wohin er dem Rufe des Vaterlandes gefolgt; das tödtliche Blei hatte seine Brust durchbohrt. Als die Trauernachricht nach L. gekommen, hatte Jung und Alt um ihn geweint. Wochenlang suchten Nachbarn und Bekannte die gebeugte Wittve zu trösten, sie, die nirgend's Trost, nirgend's Linderung ihres Schmerzes fand. Wie oft hatte Franz sie an dem Bilde seines Vaters stehen sehen, mit gerötheten Augen, schluchzend und wehklagend; das Leid des jungen Weibes war ein schier unermessliches.

Dem Tode des Vaters folgten bald neue Leiden und bittere Stunden für die Hinterbliebenen. Kaum war der Tod Jochems

(so nannte man kurzweg Franzens Vater) bekannt geworden, als auch schon Jonas Heimann aus G. bei der Wittve sein Geld für zwei Kühe verlangte. Er wußte bestimmt, daß die Frau das Geld nicht anschaffen konnte und suchte nun deren Nothlage in unredlicher Absicht auszubeuten. „So wahr ich gesund und ehrlich bleiben will,“ sagte er, „ich brauch’ mein Geld nöthig. sehr nöthig, bin selbst ein armer Schlucker.“ Der Wittve ward’s zur Unmöglichkeit, Heimann zu befriedigen, und war sie froh, wie der Jude gegen die von ihm verlangten 15 vom Hundert, einschließ- lich Provision nebst einem Wagen Feu etwas zu warten versprach. Aehnlich machten es andere Hebräer aus G. und M., denen Allen bekannt, wie groß das Elend der Wittve war, und daß diese nicht zahlen konnte. Auch Hirsch erschien bald und präsentirte eine Cession mehrerer Gläubiger, die er abgefunden zu haben angab. Es waren dies kleinere Restbeträge, welche Jochem zur Heraus- zahlung des Erbtheils seinen Geschwägern noch schuldete. Als „gerechter, edel denkender“ Mann und guter Jude wollte Hirsch die arme Frau nicht drücken. „Ich warte gern, habe gern Geduld,“ sagte er, „unter den Verhältnissen muß man menschlich sein. Seien Sie beruhigt, der Himmel verläßt eine Wittve nicht. Sie sollen mir nicht mehr geben, als dem Heimann. Lieber Gott — ich nehme Theil an Ihrem traurigen Schicksal.“

Ohne sich zu besinnen bewilligte die Wittve dies und An- deres mehr, was geeignet erschien, ihre Peiniger auf kurze Zeit fern zu halten. In weiblicher Schwäche und Arglosigkeit durch- schaute sie die Ueberredungskünste der Juden, die elenden Hintergedanken und Verschmitztheiten nicht. Die so theilnehmend, mitleidend und aufrichtig redeten, konnten doch gewiß keine von den berücktigten Wuchernaturen sein, dachte sie. Es galt nicht lange zu überlegen, der Kampf um’s Dasein, ihr unglückliches Vor’ gebot Entschlossenheit und Noth lehrt eben beten. Die Noth aber pochte überall und nur die dürftige Unterstützung, die sie als Kriegervittve aus der Staatscasse bezog, linderte das

Schlimmste. Das theilweise bestellte Feld bewirthschaftete sie so gut es in ihren schwachen Kräften stand. Aber sie hatte dazu noch fremde Leute nöthig, die viel Geld kosteten und oft sehr zweifelhaften Fleißes waren. Doch sie verzagte nicht. Es wird schon Alles wieder gehen, hoffte sie kindlich. Die vollen Aehren, der üppige Wiesenwuchs, die reichgesegneten Auen bestärkten ihre Hoffnungen. Frischen Muthes sah sie dem Herbst entgegen, wo sie mit Gottes Hülfe Dies und Jenes zu bestreiten gedachte, in erster Linie die kleineren Schulden entrichten und die Juden wegen der Zinsen befriedigen wollte. In dieser Hoffnung begleitet sie neuer Eifer; früh und spät arbeitete sie, oft übermenschlich. Doch ein unheilvoller Stern schien ihr zu leuchten. Als eines Tages der Agent der Hagelversicherung nach L. gekommen, hatte Jochems Wittve erklärt, daß sie die Prämien-gelder nicht zahlen könne, daß sie sparen müsse und deshalb aus der Versicherung austreten wolle. „Haben wir doch schon so lange bezahlt und noch nie hat's gehagelt bei uns,“ sagte sie. Der Agent hatte darauf die Frau ernstlich ermahnt, nicht gar zu gleichgültig zu sein und gebeten, lieber die geringen Kosten nicht zu scheuen, als sich einem etwaigen Unglücke auszusetzen. Als der Mann aber hineinblickte in ihre Verhältnisse, da begriff er wohl, daß sie nicht aus Muthwillen so handelte. Er strich die Wittve in seiner Matrifel, hoffend, daß sie kein Hagelschlag treffen möge.

Doch welches Verhängniß! Kaum waren einige Wochen verstrichen, als ein furchtbares Unwetter, wie solches seit Menschen-gedenken nicht gesehen, niederging. Schloßen hagelte es wie Taubeneier, die wuchtig aus den sonnengelben Wolken plagten und mit verheerender Gewalt sich über die ganzen Fluren ergossen. In wenigen Augenblicken war die reiche Ernte vernichtet, die besten Hoffnungen vieler Menschen zerstört. Die Halmen, welche noch vor wenigen Minuten glück- und segenverheißend die Felder schmückten, boten im Nu ein klägliches, trauriges Bild elementaren Verhängnisses. Und als der Herbst gekommen, waren viele, viele

Stätten leer; am Vcersten sah's bei Jochem's Witwe aus. Diejenigen, die ihre Felder versichert, traf das Unglück nicht so hart, nur die brave Schulze-Cathrin allein war am Härtesten heimgesucht worden. Eine trostlose, düstere Zukunft lag nun vor ihr. Schien es doch fast, als ob der Himmel erbarmungslos herniederblickte auf die arme Witwe, die rath- und hoffnungslos im Geiste den jüdischen Strick um ihren Hals gelegt sah. Und dieses Schicksal mußte über sie hereinbrechen, da sie Nichts mehr hatte, als eine einzige Kuh, Franzens „Schede“, die Jochem sich herangezogen.

Nicht lange währte es und die Schuldner verlangten, diesmal aber bestimmter, Zahlung. Jonas Heimann, Jacob Rosenberg, Weitel Hirsch operirten nun gemeinschaftlich. Wieder bat die Wittve um Geduld. Sie wolle schon Alles ordnen, betheuerte sie, in Wahrheit mußte sie aber selbst nicht, auf welche Weise. Das Aleeblatt Heimann-Rosenberg-Hirsch gab selbstredend wenig auf die gutgemeinten Versprechungen der Frau, aber als „edeldenkende“ Menschen glaubten sie ihr dennoch als „Retter in der Noth“ erscheinen zu müssen. Gegen neue weitgehende Zugeständnisse der Wittve verstanden sie sich noch ein Jahr zu warten. — Eine neue Galgenfrist. Es war kaum um, als der amtliche Anzeiger den Zwangsverkauf des Jochem'schen Besitzes meldete. Heimann, Rosenberg, Hirsch und zwei andere Juden waren die Betreiber. Das Gut wurde zerstückelt, alles Andere mitverkauft, nachdem die Juden, auf Grund ihrer hübsch justificierten und rechtsgiltig anerkannten Forderungen, alleinige Besitzer geworden. Ein schöner Gewinn floß in ihre Taschen, während die Wittve Jochems mit Franzen arm, heimathlos dem Elend überlassen blieb. Das war bitter für Beide, hart für das ohnehin schwer geprüfte Weib eines deutschen Streikers, der für sein Vaterland das Leben gelassen.

Franzens Mutter wollte sich nicht trennen von der Stätte, da ihre Eltern glücklich gelebt und in Frieden gestorben und mußten Gerichtsbeamten auf Ersuchen der Juden einschreiten und

sie mit ihrem 12jährigen Knaben gewaltsam entfernen. Es war an einem schneeeigen kalten Decembertag, dessen traurige Stunden Franzén nie aus dem Gedächtnisse wollen.

Der Schafhofbauer als guter Bekannter Jochens nahm Franzén zu sich. „Das ist ein maderer Junge, den lieb' ich,“ hatte er gesagt. Die Witwe fand bei einem Schwager ein dürftiges Unterkommen. Dort schloß sie schon nach kurzer Zeit, aller Hoffnungen baar, vom Kummer früh gebleicht und vom Gram gebeugt, ihre müden Augen.

Franz wurde ein folgsamer, fleißiger und allseitig beliebter Bursche. Ueberall war er gern gesehen; alle Welt freute sich seiner. Der alte, ehrwürdige Pfarrer war sein Vormund geworden, dessen Liebling er war. Auch der Schafhofbauer hielt viel auf ihn; sein ganzes Vertrauen genoß er. 20 Jahre alt wurde Franz Soldat; ein prächtiger Kanonier, der Stolz des ganzen Dorfes. Als er nach drei Jahren den Waffenrock ablegte und zurückkehrte, da war's ihm gerade, als ob er in's Elternhaus käme. Auf dem Schafhof empfing man ihn mit Liebe und Herzlichkeit. Elisabeth, die jetzt 18 Jahre zählte und ein hübsches Mädchen geworden war, überraschte ihn mit besonderen Sympathien. Mit einander groß geworden, war sie ihm schon immer gewogen gewesen und war es drum begreiflich, wenn sich ihr jungfräuliches Wohlwollen nur zu bald in zärtliche Verehrung und herzliche Zuneigung verwandelte. In gleicher Weise bemächtigten sich Franzén jene Gefühle edler Glückseligkeit, die man — Liebe nennt. — In dem Herzen des jungen Mannes stand bald fest: sie mußt Du haben und keine Andere! . . .

Es galt nun wieder den Spaten zu ergreifen bei dei Seinen und mit kräftiger Hand den Pflug zu schwingen, so wie er es früher gethan. Und er hatte es nicht verlernt, das Arbeiten! Eifer dazu, Liebe und Lust leiteten ihn. Dem Bauern gefiel das, noch mehr der Bäuerin, welche sich im Geiste schon ein glückliches Bild bäuerlichen Familienlebens auf dem Schafhof ausmalte und in mütterlicher Freude Elisabeth mit Franzén im

Hochzeitschmucke dahinschreiten sah, mit ihnen sie und der Bauer. So begünstigte sie denn auch das herzliche Verhältniß des jungen Paares, das sich ihrer Gewogenheit natürlich voll und ganz bewußt war. Auch der Bauer war gerade nicht böse darauf zu sprechen, wenn er auch nie recht herausrückte mit der Sprache. „Es ist noch zu unklug, das junge Volk,“ meinte er, aber das war sein Ernst nicht, denn er wußte wohl, daß Beide verständig genug waren zu begreifen, was Liebe sei. Freilich seit Hirsch ihm, sein vermeintlicher Freund, etwas in's Ohr geblasen, daß die Parthie mit Franzen für ihn nicht ehrenvoll genug und die schlimmsten Gegensätze in sich berge, dagegen eine solche mit dem Haager Müllersohn eine vortreffliche, sich nie wieder bietende sei, da hatte der Bauer weniger übrig für Franzen. Arglos genug glaubte er den Rathschlägen des Juden auf's Haar, nicht ahnend, daß dessen „freundschaftlicher Rath“ selbst in Herzenssachen nur Geschäft sein mochte, bei dem jener auf Kosten der Zufriedenheit froher Menschen lediglich seinen eigenen „Rebbach“ im Auge hatte. Der Bäuerin aber machte das Sorgen und sie leistete das Mögliche, dem Bauern eine andere Anschauung beizubringen. Nichts ließ sie unversucht in dieser Hinsicht: eine warme Fürsprecherin Franzens; eine schützende Zuflucht für Elisabeth.

* * *

Den späten Besuch empfing sie heute kalt. Sie ahnte, weßhalb der Bauer den Juden zu Gast gebeten und fürchtete daher, daß es noch zu einem Austritte führen könnte. Allein — ginge es wie es wolle — den späten Gesellschafter und „Hausfreund“ hoffte sie ein- für allemal hinauszudrängen aus dem Hause, das den jüdischen Gaunern bisher verschlossen geblieben.

Als Elisabeth und Franz nach wiederholten Rüssen und Händedruck von einander Abschied genommen, da war die Bäuerin von den Plänen des Juden bereits hinreichend unterrichtet. Mit bekümmertem Herzen hörte sie, daß der Bauer in der Auction gesteigert, daß Hirsch creditiren wolle, und was mit Elisabeth endgültig geplant zu sein schien.

Franz war hinaufgegangen in seine Schlafstätte, ein kleines winkeliges Stübchen unmittelbar unter dem Dache. Er hörte bald, daß es unten Wichtiges zu verhandeln gab. Was sollte es anders sein, als die Heirathsangelegenheit — das Schachergeschäft Hirsch's? Vor Allem war es die Stimme der Bäuerin, die er vernahm, heute Abend mit seltener Lebendigkeit. Er trat an das Fensterchen seines Stübchens und schaute noch eine Weile hinab. Sein Blick haftete unwillkürlich auf dem trauten, blumenumflachten Stellbuchein drunten im Garten und schweifte hinüber auf die wogende Flur, auf die der Mond in goldener Pracht sein zauberisches Licht herniederschickte, dann aber lauschte sein Ohr wieder dem Discurse unten auf dem Schachhose. Auch Elisabeth's liebe Stimme hörte er, die der Stentor des Juden leider nur zu sehr übertönte. „Nur wacker, Mädchen, Gott lohnt es Dir,“ sagte er bei sich. Doch er verstand kein Wörtchen — Nichts von alle Dem, was unten geredet wurde. Franz begab sich zur Ruhe, aber er konnte nicht einschlafen, sein Blut rollte zu feurig in seinen Adern und mancherlei Gedanken umflogen ihn. Erst nach einer Stunde, nachdem's stiller geworden, schlossen sich in besorgender Ungewißheit seine Augen.

Unten war Hirsch in ganzer Thätigkeit. Mit vielen Complimenten und Verbeugungen, welche die Bäuerin in Verlegenheit brachten, hatte er sich der Hausfrau genähert. Auch dem „Fräulein“ widmete er seine Aufmerksamkeit, frug nach dem Befinden der beiden Damen, wunderte sich hundertmal über die hübsche, junge „Blondine“, womit er Elisabeth meinte, erzählte von seiner lieben Frau, die doch gar zu gerne einmal das „Fräulein“ kennen lernen möchte, von seinem Richter, dem Doctor, vom prächtigen Wetter, vom Sängersfest, kurzum Hirsch war redselig genug, das verlegene, aber begründete Schweigen der Bäuerin ganz gegenstandslos zu machen.

Dem Schachhofsbauern war der Plan wegen des Bauens inzwischen, bei einem neuen Schlußchen mit Hirsch, schon etwas plausibler geworden. Das „Renomé“, von welchem Hirsch ge-

prochen und die Einträglichkeit des Unternehmens wollten ihm gar nicht aus dem Sinn. Bald hätte nur noch der Riß gefehlt, um nicht morgen schon die Arbeit in Angriff nehmen zu lassen. Im Geiste stand der Schachhof in seinem neuen Gewand schon vor ihm. Bewunderer groß und klein spazierten um ihn herum, staunend und neidisch ob des Anwesens, das die Phantasie ihm so greifbar vorführte.

Nebenbei freute er sich Hirsch's, seines Freundes. „Wenn der's mit dem Frauenvolk nicht fertig kriegt,“ meinte er, „wird's Niemanden gelingen“ — die Freierei nämlich. — Eins aber macht ihn unwillig. „Sie haben ihren eigenen Kopf,“ sagte er, „aber es nützt ihnen nichts; ich bin Vater, ich bin Herr auf dem Hof, das Renomé und meine Ehre spricht mit.“

Auf Elisabeth war er am Allerwenigsten zu sprechen. Aber das Mädchen blieb standhaft. Mit Hirsch hoffte sie heute Abend sehr bald im Klaren zu sein. Besonders gefiel ihr nicht, daß der Stadtherr sie immer und immer wieder mit „schönes Fräulein“ anredete, ihre Liebenswürdigkeit rühmte, ihr herzwinnendes Wesen pries, und meinte, wie schade es sei, wenn das „Fräulein“ nicht in die richtigen Hände käme. „Schlagen Sie sich solche Dinge aus dem Kopf, oder Franz — schlägt sie Ihnen heraus,“ hätte sie bald losgeplatzt.

„Ich danke für den Müller, der sich Ihrer Fürsorge anvertraut hat. Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, Herr Hirsch, reden Sie nicht mehr davon,“ sagte sie, sich an die Thüre lehrend. Gern hätte sie ihm noch mit mehr aufgewartet, aber sie fürchtete den Vater und schwieg, während die Bäuerin nun Hirsch auf's Korn nahm an ihrer Statt.

Die brave Alte zupfte Elisabeth an der Schürze, als ob sie sagen wollte: „ruhig Blut ich werd's ihm schon genügend beibringen.“ „Wenn Elisabeth Ihnen gefällt, Herr Hirsch, dann behalten Sie's freundlichst für sich,“ begann sie. Das schöne Fräulein und die Blondine voll Liebreiz muß man sich schon verbitten. Das sind

keine Artigkeiten mehr, das sind Schmeicheleien und noch etwas Anderes.“

„Ja, auch ich verbitte mir höflichst solche Complimente,“ setzte Elsbeth hinzu, etwas schüchtern aber in entschiedenem Tone.

„Hätte übrigens von ihnen mehr erwarten zu müssen geglaubt,“ fuhr die Bäuerin fort.

„Aber meine Damen,“ erwiderte Hirsch zudringlich, „ich meine es aufrichtig und gut. Verzeihen Sie mir, wenn ich etwa zu weit gegangen. Ich begreife Ihr Ersehn, aber der Wahrheit die Ehre. Alle Welt bewundert das Fräulein. Warum auch nicht? Jeder junge Mann in der Stadt spricht entzückt von dem charmanten Kinde vom Schafhof.“

„Wie Herr Hirsch, Sie wollen uns glauben machen —? O, ich danke nochmals für Ihre Complimente.“

„Aber mein liebes Fräulein, ist das denn so schlimm? Ich meine, dies müßte angenehm sein für eine junge Dame, erfreulich für die Eltern, wenn sie die Vorzüge ihres angebeteten Kindes so rühmen hören.“

„Ich danke für das Vergnügen, das Sie uns damit bereiten wollen. Elsbeth ist uns lieb und theuer und unser Stolz, aber daß die Menschen so von ihr reden, das möchten wir nicht wissen. Im Uebrigen — macht sich Elsbeth blickwenig aus Ihren „wohlgemeinten“ Schmeicheln, Herr Hirsch,“ entgegnete die Bäuerin, Hirsch scharf in's Auge fassend.

Der Bauer brummte etwas vor sich hin. „Das Frauenvolk,“ dachte er, „treibt's mir zu bunt.“ — Hirsch schlug sogleich eine andere Saite an.

„Seien Sie versichert, daß ich stets ein warmes Herz für Sie habe, so wahr ich gesund und ehrlich sein will,“ sagte er, sich zu dem Bauern wendend ihm auf die Schulter klopfend. „Ihr wißt's wie ich' meine. Ihr liebt die Wahrheit, wie ich sie liebe. Die Frauen urtheilen manchmal nicht ruhig genug, doch hoffe ich auch sie noch zu überzeugen. Ich weiß, es ist ihre Bescheidenheit, die meine Complimente ver-

schmäht. Doch wir müßten keine Freunde sein, sich über lobenswerthe Eigenschaften unserer Kinder einmal auszusprechen. Wozu also der Groll, mein Fräulein? Durch Ihre rühmliche Bescheidenheit werden Sie in meinen Augen allerdings noch mehr gewinnen, von diesem Standpunkte aus entschuldige ich gerne Alles von Ihrer Seite."

Elisbeth sah die Bäuerin, welche sich unwillig im Zimmer zu schaffen machen suchte, verlegen an.

"Ich hoffe gewiß," fuhr Hirsch fort, "Sie Alle werden noch später ein allerliebstes Urtheil über mich fällen, besonders Sie, mein Fräulein, die Sie mir heute zürnen mögen, ob meiner wohlwollenden Aufrichtigkeit. So wahr ich lebe, es wird mein Stolz sein, Sie glücklich zu sehen und glücklich machen möcht' ich Sie von Herzen gern, mein schönstes Kind."

"In Wahrheit, Herr Hirsch," lachte Elisabeth, — "Sie mich glücklich machen? ohne daß es Ihnen etwas einbringt?"

"In allem Ernste, mein Blondinchen. Sie haben von jeher mein ganzes Wohlwollen gehabt. Zweifeln Sie also bitte nicht und vertrauen Sie mir."

"Zuviel dieses Wohlwollens, für das Sie sich schon eine Dummere aussuchen müssen. Ich bedarf Ihrer nicht und bin nicht die Käthe aus dem Schwane, welche man ungefragt verkuppeln konnte. Ich brauche keinen Freier, noch weniger Sie, Herr Hirsch. Werde mit Gottes Hilfe allein glücklich werden können," erwiderte Elisabeth entschieden.

"Bitte sehr, mein Fräulein," wendete Hirsch ein, "Sie verstehen meine Absichten — — —"

"Ihre Absichten Herr Hirsch kennt man wohl," unterbrach die Bäuerin. "Aber es giebt Nichts damit; Elisabeth läßt sich kein X für ein U vormachen. Wenn Sie bloß deshalb heute Abend zu uns gekommen, dann bedauere ich ihre Mühe, die Sie angewendet. Oder wünschten Sie noch etwas?"

"Marthe!" fuhr der Bauer auf, der während diesem Kreuzfeuers halbverlegen in der Nische des Fensters gestanden, "kein

Wörtchen mehr! Ist das Schicklichkeit? Ist das ein Benehmen? Wißt ihr nicht, wen Ihr vor Euch habt? Wie? Und Du vorwitziges Ding, behandelst man so einen Gast? Hole der Teufel Euch Frauenknechte!"

"Ruhig Blut, Schaffhofbauer," beschwichtigte Hirsch. Ihr dürft bei den Damen nicht Alles auf die Goldwaage legen. Ich bin überzeugt, im Herzen denkt die Schaffhofbäuerin anders; es wird auch nicht Alles des Fräuleins voller Ernst sein."

"Mein Ernst?" frag Elisabeth. "Bei Gott, es ist mein ganzer Ernst, Vater. Und ich will Nichts wissen von Euren Ruppelleien; ich mag ihn nicht den Müller; beim heil'gen Gott, Vater, Elisabeth läßt sich nicht verschachern!"

Bei diesen Worten ergriff sie die Thüre und verschwand. Die Bäuerin folgte ihr nach. —

Der Bauer war auf's Höchste erbozt. „Alberner Vormwig!" rief er ihr nach. „Aber, da sieht man's, wie weit's mit dem Jungen schon gekommen ist. Die Bäuerin hat sie verhälsstarrigt und will ihr ihn anhängen. Warte, so mir nichts dir nichts sollt Ihr aber von nun an doch nicht unter einer Decke spielen! Eure Finken will ich Euch vertreiben!"

Der Bauer war in sichtlicher Verlegenheit, ob seiner augenblicklichen Machtlosigkeit gegenüber den Beiden. Er schämte sich fast vor Hirsch, bei dem er noch kurz vorher eine gewisse Achtung vor seinem Hausregiment zu erwecken gesucht hatte.

"Das geht über die Hutschnur," sagte er bei sich, „Geduld — ihre Starrköpfigkeit werde ich schon brechen. Sie wollen es so."

Hirsch bekräftigte ihn in dieser Ansicht. „Ich kann Euch nicht verhehlen, Schaffhofbauer," bemerkte er, daß ich der Bäuerin allein die Schuld gebe an dem so ungerechten Vorurtheil des Fräuleins. Wenn sie doch eins nur bedächte: Den guten Ruf und die Ehre Eurer Familie. Ich will Euch nicht kränken, sonst würde ich's Euch zu wissen thun, wie man hier und dort munkelt von wegen dem Diebhaber im Hause u. s. w. — Nein ich

mag's Euch nicht anthun. Es thut mir selbst leid, wenn ich's hören muß. Franz mag ein braver junger Mann sein, er mag sonst auch nichts Uebles im Sinne haben, aber — wer hat da runter zu leiden? — Ihr."

"Ich verstehe Euch und deswegen meint Ihr, solle ich mich von Franz trennen. Ihn ausbieten — — — wegjagen — — hm, hm, das Beste wär's unter diesen Umständen, aber —" sagte der Bauer.

"Wenn auch nicht ausbieten, aber ihn so hintenherum das Nöthige an die Hand geben, meine ich. Es wird dies gar nicht so schwer halten. Ihr seid's Euch selbst schuldig, wie gesagt. Oder begreift Ihr es noch nicht?"

Der Bauer sah wohl ein, wie schwer ein solcher Schritt halten würde, war Franz ihm doch eigentlich wie ein Kind an's Herz gewachsen, aber als Hirsch mit beredter Zunge ihn noch mehr umzustimmen suchte, ihm das Unwürdige des Verhältnisses und eine etwaige Mißheirath seiner Tochter mit einem armen Schlußer immer einleuchtender darstellte, da war er für Franz noch wenig zu haben.

"Gut," sagte er, „einmal soll das Frauenvolk sehen, daß ich noch Herr bin in meinen vier Wänden, daß ich mir nicht Alles bieten lasse. Es sei. Wir trennen uns."

Elisbeth war inzwischen zur Ruhe gegangen. Auch ihr ging es wie Franz. Sie konnte ihre Augen nicht schließen, ihr Puls schlug heftig und hielt sie noch lange Zeit wach.

Als die Bäuerin nach einer Weile wieder in das Zimmer trat, empfing sie der Bauer mit zürnenden Blicken. Hirsch hatte sich, als sei Nichts vorgefallen, in ein daliegendes Zeitungsblatt vertieft.

"Damit fertig!" rief der Bauer und rannte unwirsch im Zimmer auf und ab. „Das hat nun ein Ende! Bin ich nicht Herr hier? Bin ich nicht mehr Vater über sie? Pariren soll sie mir, das verlang' ich!"

"Ich bitte Euch, Vater," bat die Bäuerin in versöhnlichem

Tone, „Seid doch nicht so böse. Ihr habt Euch aufgeregt in der Auction und müßt zur Ruhe kommen.“

„Ich habe Einen mehr getrunken, willst Du sagen, — ich bin nicht ganz klar im Kopf, nicht wahr?“

„Um Gottes Willen, Vater, was fällt Euch ein —“

„Gut. Morgen werd' ich wieder nüchtern sein, nüchterner wie je zuvor, wo man mich hinter's Licht führen wollte. Jetzt hat's aufgehört mit Euren Heimlichkeiten, ich will aufräumen mit dieser Wirthschaft!“ donnerte der Bauer weiter.

„Vater ich bitte Euch — was habt Ihr,“ frag die Bäuerin. „Was soll das?“

„Was es soll? Franz muß nun aus dem Hause — das Gerede der Menschheit soll aufhören und Eure Eigensinnigkeit — das soll's!“

„Himmliſcher Vater!“ rief die Bäuerin entſetzt und ſchlug die Hände zuſammen. „Das kann Euer Er. ſt nicht ſein. Franz ſoll uns verlaſſen, Ihr wollt ihn verlaſſen? Gnädiger Gott, was hat er denn verbrochen, der gute Kerl?“

„Genug, er geht. Was ſchadet's ihm? Er hat ſeinem König gedient und wird darum auch unter fremden Menſchen zu leben wiſſen.“

„Um Jeſus Willen! Nein, Vater, ſo könnt Ihr nicht handeln. Ihr ſeid aufgeſetzt, Ihr ſeid eingenommen worden gegen ihn.“

„Es iſt meine eigene Ueberzeugung, daß es ſo beſſer ſein wird für meine Verhältniſſe. Der Welt will ich das Maul ſtopfen. Alſo gieb Dich drein: Franz kann nicht länger in meinem Hauſe bleiben,“ entgegnete gleichgültig der Bauer.

Girſch legte die Zeitung zur Seite. Nachdem er ſo erfolgreich intriguiert galt's auch, den Bauer nicht im Stiche zu laſſen. „Sie dürfen ſich das nicht zu ſehr zu Herzen nehmen. Laſſen Sie ihn ruhig gewähren, der Schachthofbauer,“ ſagte er, „wird ſchon wiſſen, was er thut, Frau Bäuerin.“

„Er — — nein, ſo wahr Gott lebt, er weiß es nicht.

Wahrhaftig nicht!“ entgegnete die Bäuerin und brach in Thränen aus, während Hirsch nun die mitleidige Rolle zu spielen versuchte. „Dürfen nicht gleich das Schlimmste denken, Frau Bäuerin,“ sagte er. „Der junge Mensch wird schon ein Plätzchen finden. Die Welt ist weit und wo's einem wohl geht, ist man daheim. Gott wird ihn nicht verlassen. Also darüber beruhigen Sie sich. Ich muß leider, so leid mir's thut, dem Schafhofbauern beipflichten und bedauere es, wenn ich Ihnen damit zu nahe trete. In der Welt muß man rechnen mit der Welt, mit der Ehre und dem guten Namen und ich möchte auch Sie erst wohl zu überlegen bitten, bevor Sie Schritte billigen, die Sie und Ihre liebe Tochter einmal bitter bereuen könnten.“

Diese platten Redensarten, durch welche die jüdische Spitzfindigkeit unverkennbar schimmerte, blieben auf die Bäuerin ohne Eindruck. Schluchzend verließ sie das Zimmer — Thränen erstickten ihre Stimme. Sie hatte noch so manches sagen wollen, aber sie konnte es nicht. Draußen weinte sie laut auf und langsam erstieg sie die Treppe zu ihrer Schlafstätte. Dort ließ sie sich nieder, den Kopf auf den Arm gestützt, rollten reiche Thränenströme über ihre Wangen. Ein abwechselndes Durcheinander beherrschte ihre Sinne. Einmal wollte sie wieder hinuntergehen zum Bauer und ihn bitten, doch nicht so herzlos zu sein; ihn ermahnen, dem jüdischen Versucher nicht zu trauen; an die Tausende von Flüchen und Verwünschungen einst glücklicher Menschen erinnern, die sich zu weit mit dem Juden hatten eingelassen; sie wollte ihm das Elend der Schulze-Catharin in das Gedächtniß zurückerufen, des armen Weibes, daß auch eine Beute Hirschs geworden war; dann wollte sie wieder dem Juden selbst sagen, daß er ein Heuchler — ein Betrüger — ein Hausfriedensstörer sei — — — aber sie wollte viel und konnte wenig. Ihr Herz war zu voll, willenlos seufzte sie vor sich hin, selbst im Schlafe schluchzte sie noch. —

„Weichherzig sind einmal die Frauen,“ sagte Hirsch zum Bauern als die Bäuerin hinausgegangen. „So machen sie's ohne

Ausnahme. Alles was sie anders nicht vermögen, meinen sie durch Thränen erzwingen zu können. Dagegen liebe ich mir ein männliches Herz und ich habe alle Achtung vor dem Guern, Schafhofbauer. Immer männliches Bewußtsein, biederer Sinn, entschlossener Charakter; die Vernunft muß siegen, keine Weiberthränen, denke ich."

Der Bauer stimmte Hirsch schweigend bei, indem er nach der Flasche griff und einen „Bittern“ nahm. „Ja, ja, die Frauenleute weinen bei allen Gelegenheiten. Da sieht man's. Es ist schon weit gekommen mit dem Burschen; aber hilft nichts, es muß jetzt anders werden. Meine wärmste Empfehlung soll er übrigens haben; denn er ist sonst ein braver Kerl, treu, fleißig und bescheiden. Er könnte mir leid thun, wenn ich nicht an mein Renomee dachte."

„Glaub's schon, versetzte Hirsch. Allein rechtschaffene Leute gibt es noch mehr in der Welt; es stirbt Keiner Hungers von ihnen. Doch jeder ist sich selbst der Nächste, Euere Verhältnisse kommen in Betracht — die Familienverhältnisse meine ich. — Laßt ihn nur einmal gehen, ihr werdet sehen, die Zeit bricht Eisen. Die jungen Leute vergessen allmählich einander, kriegen andere Gedanken und ich gebe die Hoffnung nicht auf; Elisabethchen wird noch zu dem Müller Neigung gewinnen. An Euch aber liegt natürlich Alles, drum in erster Linie immer Entschlossenheit und kein Kindergemüth."

„Ja, es sei!“ rief der Bauer nach einigem Ueberlegen, „ich werde Franzen verständigen. Wer weiß, wo sein Glück blüht und schaden wird's ihm Nichts. Ich will ihn recht schonend behandeln, ihm das Beste wünschen und ihm sagen, er solle hingehen in Gottes Namen. Wenn er auch gerade nicht erfreut davon sein wird, so wird er doch nicht lange zögern, ich kenne seinen Charakter."

Hirsch grinste heimlich vor sich hin. Unerwartete Erfolge feierte er heute. Der Bauer sein Schuldner, nach langem, langem vergeblichen Bemühen, endlich einmal Aussicht zu einem grö-

heren Geschäftchen. Franz unmöglich, dafür er einen Schritt näher zum Ziele seiner Wünsche: der Verheirathung Elisabeths mit dem Müller. Die Bäuerin machtlos gegenüber der unverantwortlichen Verstocktheit und dem meisterhaft aufgestachelten Ehrgeiz des Bauern — — — Alles das prächtige Ausflchten zu einem neuen Opfer. Konnte er glücklicher operiren? Unfriede und Zwietracht zu säen unter glückliche, zufriedene Menschen, Eheleben und Familienglück zu untergraben, war ja seine Hauptaufgabe, seine Lieblingsarbeit, die ihm reichen Lohn verhieß.

Er erzählte dem Bauern im Laufe des Abends noch weiter von seiner „Parthie“, die doch so glänzend, so was ganz anderes sei, dabei mußte er die Vorzüge, die schönen Eigenschaften seines Heirathscandidaten gar nicht genug zu rühmen. Daß eine etwaige Heirath nebenbei noch aus reiner Neigung geschehen würde, versuchte er ihn ebenfalls glauben zu machen. Der Haager Müllersohn habe Elisabethchen schon gesehen und sie lieb gewonnen, daher in Sachen der Zuneigung jedes Bedenken ausgeschloffen erscheine. In Wirklichkeit war Alles dies pure Erfindung. Der Müller hatte Elisabeth eben so wenig schon gesehen, als Elisabeth ihn. Der Bauer freilich machte Miene, die „gutgemeinten“ Erzählungen seines Freundes zu glauben, ohne zu ahnen, daß der Jude die Heirathsvermittlung kupplerisch und wie einst den alten Eisen- und Ziegenfellhandel und heute die Güterausfchlachtungen geschäftlich betrieb. Kurzichtig genug glaubte er nicht, daß Hirsch damit zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen gedachte, denn der Vater des Haager Müllers gehörte auch zu dessen Schuldnern und stand nahe vor der Subhastation. Es richteten sich deshalb die Blicke des Juden nach der Mitgift Elisabeths, die er dann in seiner unersättlichen Beutegier mitverschlingen zu können hoffte. So bot der Bauer denn, nachdem er sich noch einen Bittern zugedacht, überlistet zu seinem unseligen Beginnen Hirsch „gute Nacht,“ „wohl zu schlafen“ und leuchtete ihm in sein Zimmer.

. . . Am nächsten Morgen, als er einen Schuldschein — angeblich zu Bauzwecken — in die Tasche gesteckt und mit dem glücklichen Bewußtsein, sein künftiges Operationsfeld gehörig geebnet zu haben, von dem Schafhof Abschied genommen, stand Franz vor dem Bauern, er hatte ihn gerufen, um ein Wörtchen zu reden mit ihm.

„Franz,“ redete er ihn an, „ich muß andere Zustände herbeiführen in meinem Hause. Es kann nicht mehr so gehen, wie seither. Es verträgt sich nicht mehr recht mit uns, seit das Frauenvolk sich Wunder was in den Kopf gesetzt hat, so leid mir's thut — wir müssen einander trennen. Du weißt Franz, daß mir mein guter Name über Alles geht. Und die Welt spricht allerlei; besonders drinnen in der Stadt soll man mich groß ansehen. Zwei junge Leute im Haus, das giebt Grund zu allerlei Lebensarten, denen ich aus dem Wege gehen möchte. Wie gesagt, um mein Ansehen zu wahren, mein Haus vor üblen Nachreden zu schützen. Leid thut mir's, Franz, aber es muß sein.“

Die Bäuerin und Elisabeth hatten Franz von den vorabendlichen Vorkommnissen bereits unterrichtet, daher dieser die Worte des Bauern gefaßt und ruhig entgegennahm. Er sah nun ein, daß unter diesen Umständen hier seines Bleibens nicht länger sein konnte. Hier, wo er seine Jugendzeit verlebte, so liebe Menschen, sein zweites Elternhaus gefunden hatte; wo ihm die schönsten Hoffnungen erwachsen waren, ihm die glücklichsten Zukunftsträume, so rein, so mannigfach lächelten. Des Scheiden von ihr, der Lieben, — von der Bäuerin, der guten Mutter, das schmerzte, das machte ihm die Augen feucht. Doch er tröstete sich. Elisabeth wollte ihm ja nicht untreu werden, auch wenn er hinaus müsse in die Ferne, weg von der heimathlichen Gotteserde.

„Ich begreife wohl,“ fuhr der Bauer fort, „daß es Dich schmerzt, wenn wir uns trennen müssen. Doch Du warest ja Soldat und kennst den Ernst des Lebens. Wer weiß, wo Dein Glück blüht. Im Uebrigen kannst Du auf mich rechnen. Ich

will Dir stets räthlich und thätlich gern beistehen. Soeben habe ich Deinen Vormund gesprochen. Der alte Herr ging am Garten vorüber bei seinem Morgengang. Gott wird Dich nicht verlassen, meinte er. Darum keine traurige Miene!”

Franz sprach kein Wort. Zuerst blickte er sich ins Unvermeidliche und kurz darauf betrat er das Pfarrhaus. „Mag's kommen, wie es will,“ meinte er, „der Schafhofbauer soll sehen, daß ich gehen kann.“ Eins nur betrückte ihn tief. Jetzt erst hatte er den Sinn der Worte des Bauern erfasst, daß er dessen guten Namen gefährde, die Welt ihn der Unehrenhaftigkeit zeihle. Sollte das wirklich so sein? Er, der sich nichts Böses bewußt, sollte so hart beurtheilt werden? Nein, nimmer mehr, das konnte nur Hirsch, sein Todfeind, dem Bauern glauben zu machen gesucht haben. „Doch hinein zum Pfarrer, er wird sich Deiner annehmen und Dir, wie immer, zur Seite stehen, im Uebrigen Muth und Gottvertrauen“, sagte Franz bei sich.

Der ehrwürdige, geistliche Herr empfing ihn mit väterlicher Herzlichkeit. War er doch einer seiner vielen Lieblinge in der Gemeinde, die seine besondere Gunst und Gewogenheit hatten. Franz wußte dies und hielt deshalb den wohlgemeinten, väterlichen Rath des Pfarrers allezeit hoch in Ehren. Da dieser ja auch sein Vormund gewesen, so war er, obgleich ihn der alte Herr nicht mehr als den Mündel betrachtete, der er einst war, um so mehr ergeben.

„Franz,“ redete ihn der Greis an, zu dessen schneeweißem Haupte dieser ehrfurchtsvoll aufblickte, „Franz — der Schafhofbauer wünscht, daß Du einmal hinaus sollst in die Welt. Er meint, es sei gut für Dich. Ich weiß schon warum. Hirsch übernachtete bei ihm; er wird ihm schon was vorgemacht haben. — Sei getrost. Gottes Erde ist ein schönes Feld. Du bist nun 24 Jahre, gesund, kräftig — tüchtig, wie's einem jungen Manne frommt. Wohlan! Versuche es ohne ihn. — Du schauest so verdrießlich drein, mein Lieber. Hast wohl schon geweint? — Das Scheiden schmerzt zwar und wehe thut's, wenn's vom Schächten

geht, nicht wahr? Ich weiß, Du hast Dir's gewonnen, das gute Mädchen, auch ihm wird's leid thun, aber, so Gott will, werdet ihr doch noch ein Paar werden. Ich kenne Elisabeth und die Bäuerin, sie sind Beide für Dich. Vertraue auf Gott, in Herzenssachen ist er der allein Weise, er wird schon wissen, was für Dich gut."

Franz hörte die schlichten Worte des Pfarrers gerührt an. „Und nun nicht traurig," fuhr dieser fort. „Ich denke, ich habe für Dich schon ein Plätzchen gefunden. Gestern schreibt mir ein Jugendfreund und alter Bekannter, — Du kennst ihn ja, den Baron, der voriges Jahr zu Besuch bei mir war — er meint, ich solle ihm einen braven Burschen schicken, so wie er ihn liebt. Er wolle mir dankbar sein. Es ist ein lieber Herr, der Baron, gerecht, gutmeinend und hochherzig gegen Jedermann. Ein leutseliger, gutmüthiger Alter, ohne eitle aristokratische Sinnesart. Bei ihm läßt sich's gut sein. Wie wär' es nun, Franz, wenn Du zu ihm gehst?"

„Zum Baron?" rief Franz sichtlich erfreut, „Herr Pfarrer, wenn's möglich — von Herzen gern. Ja, ja, ich kenne ihn — ein braver Herr. Zu ihm — gleich auf der Stelle."

„Gut, mein Sohn," sagte der Pfarrer. „Vielleicht ist's Dein Glück. Ich will's ihm noch heute mittheilen. — Nächstens wirst Du ihm nach Italien folgen müssen, wohin er zur Erholung geht. Ach, wie viel Schönes, Interessantes wird sich Dir dann bieten. Italien mit seinem ewig blauen Himmel, seinen paradiesischen Gefilden; die märchenhafte Riviera; die berühmten Grotten, der feurige Vesuv. Franz, beneidenswerther Jüngling! 75 Jahre zähle ich nun und niemals sahen meine Augen solche Wunder. — Aber das ist Nebensache. Du gehst also gern zum Baron?"

„Mit Freuden, Ehrwürden," antwortete Franz. „Ich danke tausendmal, Herr Pfarrer, daß Sie so gütig meiner gedacht. Ich werde es nie vergessen."

„Weiß es, mein Lieber," entgegnete der Pfarrer. „Bewahre Dir stets die schönen Eigenschaften Deines Gemüths, Deinen

geraden offenen Charakter und deinen christlichen Sinn. Vertraue auf Gott. Halte Dich wacker, sei treu, fleißig, geduldig, verschwiegen, aufrichtig und vor Allem handle christlich. Der Himmel wird es Dir lohnen!"

Noch andere hübsche Worte redete der ehrwürdige Greis mit Franzén, beschrieb ihm die Reise nach der Residenz, woselbst Baron D. wohnte, übergab ihm dann noch einen Brief voll wohlwollender Liebesworte und warmer Empfehlung für seinen Günstling und entließ ihn in freudiger Hoffnung mit den heißesten Segenswünschen

Franzens Augen leuchteten als er das Pfarrhaus verließ. Wie so ganz anders war ihm jetzt zu Muth! Die einfachen, trostreichen Worte des geistlichen Herrn hatten Eingang gefunden in seinem Herzen. Was noch besonders wohlthuend auf ihn einwirkte, war das aufrichtige Urtheil des Pfarrers über Elisabeth. „So Gott will, werdet Ihr doch ein Paar werden,“ hatte er gesagt. Das tröstete ihn und stimmte ihn munterer. Nun mochte es gehen, wie es wolle, die Versicherung, Elisabeth werde ihm treu bleiben, ließ sich ihm eine Welt neuer Hoffnung erschließen. Veränderten Antlitzes lenkte er in den Schafhof ein. Elisabeth kam gerade von der Wiese. Ein stattliches Sträußchen Feldblumen hatte sie gepflückt und trug es in ihrem Nieder. Sie reichte Franzén das Sträußchen, als sie ihn kommen sah, während sie übergelüchelt eine bessere Wendung in seinen Augen zu lesen meinte.

„Sei getrost, Elisabeth,“ rief ihr Franz entgegen, „der Himmel verläßt uns nicht! Eben komme ich vom Pfarrrer und bringe eine frohe Nachricht. Wir müssen zwar scheiden von einander, liebes Mädchen, aber hoffentlich nicht für immer. Komme und laß Dir erzählen.“

Franz theilte nun Elisabeth und der Bäuerin seine Absicht mit.

Die Bäuerin, welche dem Bauern inzwischen wiederholt verblich bittende und mahnende Vorstellungen zu Gunsten Franzéns

gemacht, schien sich, als sie Franz gehört, allmählich beruhigen zu wollen. Nur Elisabeth wollte es noch nicht in den Sinn. Erst als ihr Franz selbst Trost zusprach und betheuerte, er wolle ihrer auch in der Ferne gedenken, auch er wolle ihr treu bleiben bis in alle Ewigkeit, da gab sie sich in's Unabänderliche. Brauchte Franz doch nun nicht mehr heimathlos und verlassen in die Welt zu ziehen, wie sie vorhin noch besorgte, denn der Baron war ja ein guter Bekannter auf dem Schafhof, kein wildfremder und strenger Mann.

Wie oft hatte er ihr und Franzén freudig zugehört, wenn sie das Heu gehäufelt, draußen auf der Schafwiese, wohin er so oft spazieren ging. Manches scherzhafte und freundliche Wörtchen hatte er mit Franzén gewechselt und stets war er liebenswürdig und leutselig gewesen. Ja, der Baron mußte wohl eine gutmüthige Seele sein, bei ihm konnte es Franz gewiß nicht böse haben. Das Alles beruhigte sie. — Des anderen Tages trat Franz guten Muthes seine Reise an. Der Abschied war zwar immer noch schwer und Thränen kostete es auf beiden Seiten noch genug, aber nach zahllosen Küffen schied Franz endlich mit dem Segen des Pfarrherrn von dem liebgewonnenen, friedlichen Schafhof. Auch von dem Bauer hatte er, als ob Nichts vorgekommen und er Alles verzeihen wolle, herzlich Abschied genommen. Der Bauer, dem inzwischen scheinbar schon eine leise Reue beschlichen hatte, wünschte ihm, nun selbst gerührt, das Beste, während die gutherzige Bäuerin weinend des Himmels Segen auf ihn herabflehte. —

So wanderte er fürbaß der Kreisstadt G. zu, wo ihn die Bahn aufnehmen und der Residenz zum Varen zuführen sollte.

* * *

. . . Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Auf dem Schafhof ist Vieles anders geworden in dieser kurzen Zeit. Der alt-ehrwürdige Giebel mit seinen sinnreichen Hausprüchen und eigenthümlichen Schnörkeln, welche so manchmal unsere Bewunderung erweckten, ist nicht mehr. Die einladende Bauart, die in früheren

Tagen oft stille Ehrfurcht für die Vergangenheit in uns wachrief, ist verschwunden. Ein anderer Schafhof, großartiger, geräumiger, der Zeit angepaßter bietet sich unserem Auge dar. Zwar scheint's, als ob Sockel und Parterre noch die alten seien, die nur ein anderes, zeitgemäßeres Gewand angelegt hätten, aber man kennt sie kaum, diese ehernen Ueberreste des Schafhofes von ehemals, jene stummen Zeugen jahrhundertelanger Glückseligkeit. Der erste Stock und ein zweiter darauf sind nahezu neu, nach Schweizer Bauart, theilweise luxuriös eingerichtet. Kunstvolle Holzschnitzereien stechen überall in's Auge, welches Weiverk durch den bethürmten Giebel und die beiden prächtig ausgeschmückten Taubenhäuser noch besonders vortheilhaft zur Geltung kommt. So gleicht das Wohngebäude weit eher einer herrschaftlichen Sommerwohnung am Genfer See, als einem bäuerlichen Bürgerhaus. An Stelle eines Theiles der Stallungen, welche sich früher rechts vom Eingangsthor zum Hofe hinstreckten, ist eine geräumige Scheuer mit großem Speicherraum getreten. Ihr gegenüber, dem Garten zu, ragt ein neuer Stallbau empor und die Lattenumzäunung ist einer massiven Steinmauer von ca. zwei Meter Höhe gewichen, eine Mauer, die selbst einem Buchtthause oder einer Citadelle Ehre machen könnte. Ja, darum ist's düster und dumpf hinter diesen Wänden, da, wo noch vor wenigen Jahren die freundliche Gottessonne ihre sanften Strahlen auf heitere und frohe Menschengesichter herniederschickte. Ungläubig schütteln wir den Kopf ob dieses raschen Wechsels, verwundert schweifen unsere Blicke über das großartige Gehöft, und schier will's uns nicht in den Sinn, das neue blendende Bild. Am Abend gar, wenn's ringsum ruhig geworden, wenn der goldene Mondeschein auf der friedlichen Thalmulde lagert, wenn in der Ferne das Mühlensrad geht, das Bächlein lispelnd dahineilt durch die wechselbuntigen Gründe, die alte Linde sächelnd sich räuspert und wir uns niedersetzen dort, an dem trauten Plätzchen, wo Elisabeth und Franz oft miteinander scherzten, der süße Schmelz der Nachtigall uns erfreut in der schweigenden, feiernden Nacht, — — da ist's

uns, als wenn Heizelmännchen, jene geschäftigen Spulgeister, mitgeholfen, einen andern Schachhof vor unseren Augen hervorzuzaubern.

Und noch im Unklaren über Wirklichkeit und Phantasie, angelockt durch alle die neuen Reize des Gehörs treten wir näher. Aber schwere Wolken des Unmuthes, tiefe Verstimmung lagern auf unserm Gemüthe. Still und ernst nachdenkend durchschreiten wir die stattlichen Räume. Die Ställe sind leer, leer Speicher und Scheune; auch der Keller ist leer. Bange Ahnungen entsteigen unserm Herzen und allerlei trübe Gedanken überkommen uns. Im Hause begegnet uns die Bäuerin. „Wie,“ fragen wir, „das ist die Bäuerin? Das die liebe, gute Hausfrau vom Schachhof? ist's möglich?“

Welch andere Züge! Sorgenreiche Stunden und Tage des Kummer's scheinen sich wiederzuspiegeln auf dem gramdurchfurchten Antlitz. Wir trauen unsern Augen kaum, es sind nicht mehr die vollrothen Wangen der Bäuerin, über welche so oft ein glückseliges Lächeln in die Welt gleitete, nicht mehr das tiefschwarze Haar des Weibes, dessen Zierde es gewesen. Ihr einst heiteres, dunkelblaues Auge blickt unstät, trübe und traurig darein und entlockt Theilnahme unserer Brust. Solch ein Wiedersehen nach kaum fünf Jahren!

Und weiter lenken wir unsere Schritte. Wo finden wir den Bauern? Ihn, den rechtschaffenen Schöffen und selbstbewußten stolzen Alten? Wo ist er, der jobiale Biedermann und behäbige Gastfreund, der uns so oft unter seinem Dache sah, freundlich und liebenswürdig uns beherbergte? Wo finden wir ihn heute, den alten Tropfkopf mit seiner grenzenlosen Vertrauensseligkeit und deutschen Gutmüthigkeit? Ist er's vielleicht, dort in der Ecke, im antiken Lehnstuhl, schweren Kopfes, zusammengekauert und schnarchend? Unmöglich! Nein, das kann der Alte nicht sein! — Und doch — er ist's. Der stolze ehrgeizige Großbauer hat sich dem Trunkte ergeben — das Ergebniß der Freisäßen Hirsch's. Es ist eingetroffen, wie es der Jude gewünscht;

seine schlauen Berechnungen auf die Schwächen des Bauern waren vortrefflich. Ja er ist tief gesunken der Schachhofbauer, und rasch, mit Riesenschritten ist's bergab gegangen mit seiner Wirthschaft. Er ist physisch und moralisch verarmt; ein Opfer des jüdischen Freundes, den er einst so arglos zu Gast gebeten. An jenem lieblichen August-Abend war es, als Hirsch den ersten Spatenstich zu dem Minengang seines Ruins legte. O trauriges Wiedersehen in diesen Räumen, aus welchen uns ein jammervolles Bild jüdischer Ausbeutung entgegentritt. Nichts scheint uns verschont geblieben vor dem Vampyr in Menschengestalt, nichts, was nicht gut genug gewesen wäre für die Klauen eines Wucherers. Ach ja, bald wird die Stunde kommen, wo auch die letzte Scholle Erde geheiligten elterlichen Glückes, das letzte liebe Bißchen, an welches Schweiß und Entbehrung, Blut und Leben sich kettet, ihm gehören wird. Daher das leidenschaftliche Zerstreuungsuchen des Bauern im Fusel, daher unser Entsetzen bei seinem Anblick, das bleiche Haar, die Thränen der Bäuerin. Schmerzhafte Empfindungen bemächtigen sich unserer; nur eine Hoffnung, ein süßer Trost stimmt uns leichter. Elisabeths liebliches Bild tritt uns vor die Seele und eilig wenden wir uns ihr zu. Aber, o Gott, auch mit ihr ist's anders geworden. Das Leid hat auch sie berührt; das gute Mädchen. Wie bleich schaut's doch drein; die Augen matt, das Herz leer, leer und unglücklich.

Ein Jahr ist's her seit Elisabeth nichts mehr gehört von Franzén. Niemand weiß, wie's um ihn steht. Der alte Pfarrer, der hin und wieder einmal Nachricht bekam von dem Baron, ist gestorben, ach und nun fehlt jede Spur von ihm. Und so viel Elisabeth auch seufzt — umsonst. Bißweilen möchte sie schier verzagen an seiner Liebe, sie grämt sich und weint sich die Augen roth. Ach, Gott, seufzt sie dann, er ist dir untreu geworden im Strudel des Weltmeeres draußen, er denkt deiner nicht mehr und deiner Liebe, die doch so groß, so edel, so unaussprechlich gewesen. Oder, besorgt sie wieder, ist er vielleicht nicht mehr am Leben;

vielleicht hat auch ihn die Cholera befallen, jene Krankheit Italiens, von der sie kürzlich gehört. Seinen letzten Brief erhielt sie aus Venedig. Dahin war Franz dem Baron gefolgt. Tausendmal schon hat sie diesen Brief gelesen, ja, sie kennt ihn fast auswendig, Wort für Wort, aber immer wieder holt sie ihn hervor, ist's doch das letzte Lebenszeichen ihres Franz's. Sie liest — sie sinnt — sie träumt — ihre einzige Hoffnung nur noch war er und mit ihm soll Alles dahin sein? Alles — Jugendglück und Hoffnung. Ach, und dann soll's wirklich wahr sein, daß sie nach einigen Jahren hinaus muß aus dem Elternhause, hinaus, heimatlos, wie's einst Franzén beschieden? Sollte Hirsch wirklich schon zu weit gekommen und nun gar keine Rettung mehr möglich sein? Sie zuckt zusammen bei diesem Gedanken und traurige Erinnerungen aus den Tagen ihrer Kindheit kehren in ihre Seele zurück, da sie einst wohlthunend, mitleidig sich der armen Leute erbarmte, die durch Bucherhände vertrieben, der theueren Heimath den Rücken kehrten, um im fernen Amerika den Rest ihres Daseins zu fristen. Ach und heute — heute? Auch ihr, ihren Eltern soll ein gleiches Loos vielleicht noch werden, wenn Hirsch's Grausamkeit auf's Aeußerste gestiegen. Das ist's, was sie noch mehr traurig macht.

Seit jener unglückseligen Auktion in L. war Hirsch ständiger Gast auf dem Schafhof geworden. Unter der Maske der Freundschaft und Ergebenheit bemächtigte er sich des Vertrauens des Bauern, das er alsdann nach Möglichkeit auszunutzen suchte. Nicht lange dauerte es, als durch Vermittlung Hirsch's mit den Arbeiten zur Vergrößerung des Gehöfts begonnen wurde. Der „wohlwollende“ Freund leitete selbst den Fortgang der Arbeiten, die er im Einverständnisse mit dem Bauern an einen wegen socialdemokratischer Anschauungen fortgejagten Regierungs-Baumeister vergeben hatte.

Bald stand der Schafhof in seinem neuen Gewande, bei aller Welt theils Verwunderung, theils Kopfschütteln und Achselzucken erregend, da. Der Bauer selbst sah mit Sorgen auf die rasche Veränderung in seinen Verhältnissen und obwohl er dem Brant-

wein, für dessen ununterbrochenen Vorrath Hirsch fortwährend sorgte, mehr als früher zusprach, schien's ihm doch zu weilen zu dümmern über seine unverzeihlichen Fehler. Auch die Bitten und Vorstellungen der Bäuerin ließen ihn nicht mehr so ganz gleichgültig, wie das sonst der Fall gewesen. Wie ein Alp lastete die dämonische Judenwirthschaft auf ihm, aber wie sollte er ihr sich entziehen? Eine Begleichung der großen Summe, die er dem Juden schuldete, war undenkbar und so viel er hin und her sann, so oft er auch stieren Blickes in reuigem Nachdenken vor sich hinbrütete — umsonst, es wurde nicht anders. Darum mußte der Fusel herhalten, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Die Bäuerin sah's vor Augen, daß es nicht so bleiben könne und ließ es an eindringlichen Ermahnungen des Bauern nicht fehlen. Dennoch hielt sie die Schuldbverhältnisse mit Hirsch nicht so schlimm, wie sie in der That waren, zumal der Bauer sie, über seine wahren Verpflichtungen, Vorwürfe fürchtend, zu täuschen suchte. Zuversichtlich hoffte sie darum, noch sei nichts verloren, wenn nur der Bauer abließe von dem abscheulichen Branntwein, sich aufrichte, entschlossen und männlich mit dem Juden abrechnete, wenn sie sich mehr noch um die Wirthschaft bekümmere. noch fleißiger, wie seither mitarbeitete, umsichtiger, haushälterischer schaltete auf dem Hofe, mehr den Diensthoten und Arbeitern auf die Finger sähe, Elisabeth ihr zur Seite stände und dann — dann — Franz wiederkäme und mithelfe, mitsorge, Elisabeth heirathe — ja dann würde schon Alles wieder gut werden, andere Verhältnisse, bessere Tage kommen, und auch der Jude für immer hinausgedrängt werden. — Aber ein Tag verging um den andern, eine Woche um die andere und nie wollte es besser werden. Immer anmaßender, und gebieterischer umschlich der Jude sein Opfer. Er kam nun schon nicht mehr als Gast, sondern als Gebieter aus der Kreishauptstadt herüber. Seine sonst so große Artigkeit hatte fast ganz nachgelassen, seine Schmeicheleien aufgehört. Den Bauer redet er nur noch mit „Du“ an. Trat er, den goldenen Kneifer auf seine stark entwickelte Nase geklemmt, auf seinem kahlen Kopfe den halbhohen

Cylinder, in das Zimmer, so nahm er ganz bequem, statt wie früher auf einem der Stühle, nun einfach auf dem Tische Platz. Er konnte sich das erlauben. So verhandelte er oft von diesem erhabenen Sitze mit dem Bauern, hier Auskunft begehrend, da neue Pläne schmiedend. Wollte dieser eine Kuh oder ein Pferd kaufen oder verkaufen, Roggen oder Weizen absetzen, Gesinde annehmen oder entlassen, kurzum nur über das Geringste verfügen, so mußte er zuvor Hirsch's Einverständnisses gewiß sein. Wehe ihm, wenn er ohne ihn etwas unternahm. Widersetzte er sich gar den Ansichten seines Gebieters, so konnte er gewärtigen, daß ihm sogleich sein Schuldenregister vorgehalten wurde. Ach, und welche Schuld war es! Hatte er ihm doch kürzlich erst wieder von 5000 Mark allein 1800 Mark an Zinsen und Provision zugestehen müssen. Er sollte damit melioriren, um das Gut ertragreicher, gewinnbringender zu gestalten. Welches Beginnen! Eine ca. 10 Morgen große Fläche sumpfiger, steiniger Wüsteneien in Wiesen umzuwandeln. Eine Arbeit an die sich Eltern und Großeltern vergeblich gewagt hatten und die nach dem Urtheil Sachverständiger unmöglich eine erfolgreiche sein konnte und selbst schon bei Versuchen eine Unsumme Geldes kosten mußte. Doch Hirsch hielt sie für weniger ungünstig. „Das wird sich schon machen lassen,“ meinte er. „Du mußt nur technisch erfahrene Leute zur Hand haben, denen ist das eine Kleinigkeit. Du kennst ja meinen Freund, den Baumeister Kurzhahn, der ist gerne bereit, mit Rath und That Dir behülflich zu sein.“ Um's augenblicklich mit Hirsch nicht zu verderben, begann der Bauer mit Melioration, nachdem ihm dieser 5000 Mark, nach Abzug von 1800 Mark, bei seinem Bankhause in G., einem Stammesgenossen, zur Verfügung gestellt hatte. Das berühmte Individuum, der fortgejagte Regierungsbauführer und angebliche Freund Hirsch's, leitete die Arbeiten.

Fast ein ganzes Jahr dauerten sie, das Ergebniß war rein Null, trotzdem die baar erhaltenen 3200 Mark nicht einmal hinreichten, der Bausführer hatte allein 2400 Mark liquidirt.

Hirsch, entgegenkommend wie immer, deckte Alles, befriedigte auch „seinen Freund“, d. h. mit 900 Mark Abzug, denn auch hierbei mußte was abfallen und der Bauhürer ließ sich's schon gefallen, er wußte warum. Noch mehr begann der Jude mit seinem willenlosen Werkzeug. „Du mußt auf einen andern Viehstand sehen, Schaffhoibauer,“ sagte er. „Das ist heute der beste bäuerliche Erwerbszweig. Deine alte Race ist nicht vorthailhaft genug. Auch die Schwälmer taugt nichts. Laß mich einmal sorgen, Du mußt Dir die Holsteiner oder Friesische Race anlegen.“ Hirsch's Schwager, ein bekannter Rujude, reise häufig nach Schleswig, wie Hirsch glauben machte. In Wahrheit handelte dieser mit einem anderen Juden in einem benachbarten Flecken. Das hinderte Hirsch aber nicht, daß er seinem Schwager auf Rechnung des Bauern stets den hohen Betrag der Reisepesen re. ausbezahlte. Der Bauer bekam nun 6 Ochsen, 6 Kühe und 2 Kinder in seine Stallungen, wogegen er auf Hirsch's Drängen seinen alten Viehstand dessen Schwager zu einem wahren Schleuderpreise überlassen mußte. Ähnlich wirthschaftete der Jude mit den Pferden. Die Summen, die dergleichen Handel ausmachten, waren fabelhafte, wie die Zinsbeträge der immer mehr anwachsenden Hauptschuld ebenfalls in's Aschgrauë gingen. Die Zinsen hatte der Bauer schon seither nur mit großer Mühe und Anstrengung erschwingen können. Wie sollte es werden, wenn erst all' seine Räume, Speicher und Keller leer waren? Seine Lage war zum Verzweifeln, er selbst schien kaum noch den Muth zu haben, sich aufzuraffen und näher über seine Verhältnisse nachzuforschen. Wenn er nur an seine Verbindlichkeiten gegen Hirsch dachte, wurde ihm schon fiedeheiß. Hirsch spiegelte ihm daneben ein ganz falsches Bild seiner Vermögenslage vor und nahm freudig wahr, wie er nie daran zu denken schien, einmal abzurechnen. Es war ein peinlicher Zustand, in welchem der Bauer sich befand, hin und her bewegt von dem Gefühl banger Ahnung, bitterer Reue und eigenen Vorwurfs. Tausendmal wünschte er jetzt die Tage herbei, da ihm noch Franz getreu

zur Seite gestanden, tausendmal verfluchte er jene Stunde, wo er den Juden hatte in sein Haus genommen; täglich erinnerte er sich jener gutgemeinten Worte des ehrwürdigen Pfarres, der da immer sagte: hütet Euch vor den Juden. Jetzt erst erkannte er die teuflischen Gesinnungen Hirsch's, jetzt, da er in seinen Nothe zu leiden hatte. Aber wo fand er Hülfe? Sollte er das Schlimmste am Ende auch nicht über sich gewinnen können und auch eher wahnsinnig werden, wie's jüngst der alte Haager Müller geworden? Das Bild, das ihm bei diesen Gedanken vor die Augen tritt, ist ein schreckliches. Auf der friedlichen Haagemühle hat sich eben ein grauenhaftes Stück jüdischer Nichtswürdigkeit abgespielt.

* * *

Trotzdem Hirsch alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, Elisabeth an den Sohn des Haager Müllers anzubringen, waren seine Bemühungen erfolglos geblieben. Selbst die durchdachtesten Kniffe, die seine Hintergedanken stets in dem denkbar günstigsten Lichte erscheinen ließen, scheiterten an der eisernen Standhaftigkeit Elisabeths. Auch der Schafhofbauer war inzwischen mißtrauisch geworden gegen Hirsch's Absichten, nachdem ihm so mancherlei zu Ohren gekommen über die Vermögensverhältnisse des alien Müllers. In der That liefen keine guten Gerüchte um über diesen. Es war öffentliches Geheimniß, daß Hirsch ein- und ausginge auf der Haagemühle und der Müller tief in Schulden steckte. Das war's, was den Bauer stußen machte, womit denn auch Hirsch die Aussicht für ein doppeltes Geschäft abgeschnitten wurde. Sein Plan, der dahin ging, durch jene Verheirathung den Schafhofbauer gemeinsam mit dem Müller in seine wucherischen Garne zu verwickeln, war vereitelt. Nun sann er nach neuen Plänen. Zum Auschlachten war der Müller noch nicht ganz reif, es fehlte noch ein Jährchen, aber der „Profit“, den er zur Zeit an ihm machte, genügte ihm nicht. Er überlegte Tag und Nacht, wie er könnte mehr Nutzen aus der Mühle haben. Endlich hatte er's gefunden. — An einem schönen Mai-

morgen, es war Sonntag und die Kirchenglocken luden so traulich zum Gottesdienste ein, hielt Hirsch an der Mühle — wie immer mit seinem Landauer. Der Müller war gerade allein zu Hause. Peter, sein Sohn und seine Frau waren zur Kirche nach M. gegangen. „Lieber Gott,“ rief der alte Mann aus, als Hirsch dem Wagen entstieg, „am lieben heiligen Sonntagmorgen. Gnädiger Vater, was wird er wieder im Schilde führen.“ Er sollte bald den Zweck des sonntäglichen Besuches erfahren.

„Hennes, bist Du allein zu Hause?“ redete ihn Hirsch an.

„Ja — — — meine Leute sind zur Kirche,“ sagte der Müller.

„Beide zur Kirche?“ frug Hirsch.

„Die Mutter und Peter. Weil’s heute so hübsch ist draußen und für ’ne kranke Frau besser wie seither.“

„Hättest sie ohne den Peter auch gehen lassen können und darum das Rad nicht abzustellen brauchen. Für den Sonntag ist ein Kirchengänger genug.“

„Ich bitt’ Euch, Herr Hirsch — es ist der erste Ausgang der Mutter nach ihrer Krankheit. Ach, lieber Gott, sie ist noch zu schwach und Eins mußte wahrlich mit ihr gehen. Die zwölf Wochen haben sie hart mitgenommen. . . . Aber ich hab’ nicht gedacht, daß Ihr heute zu uns kämet, Herr Hirsch. Habt wohl neue Arbeit für mich?“

„Sonst wäre ich allerdings nicht hier. Wie weit bist Du mit dem lehen Fuder Roggen?“

„Wird Dienstag oder Mittwoch fertig werden — so Gott will — — ja — Dienstag“, erwiderte der Müller zaghaft und ängstlich, als ob er Hirschs Wortwürfe fürchtete.

„Konnte längst aus dem Sinn sein, aber Deine ewigen Nebenbeschäftigungen, das ist’s, warum es bei mir immer hapert.“

„Um Gotteswillen, Herr Hirsch — habt Ihr denn den Wasserstand nicht gesehen? Jetzt geht’s nicht so wie im März oder April. Und dann muß ich auch andere Kunden befriedigen — weil sie Brod brauchen und mir sonst untreu werden.“

„So, das also ist's? Haha, die anderen Kunden, die müssen freilich besser bedient werden. Haha, so ist Deine Meinung?“ höhnte Hirsch.

„Es gilt um's tägliche Brod. Von ihnen leb' ich; von Euch kann ich nicht leben, ich bin Euer Schuldner.“

„Einerlei. Mein Schuldner wohl und ich verlange, daß ich ferner besser berücksichtigt werde — sonst — —“

„Vieher Gott — — besser, gewiß, so gut ich's kann,“ unterbrach ängstlich der Alte. „Was steht Euch jetzt zu Diensten — — Ihr habt neue Arbeit?“

„Noch einmal — ja! und zwar eine Arbeit, für Dich etwas lohnender wie gewöhnlich. Ich will hundert Centner Weizen mahlen lassen, die ich an Geldesstatt übernehmen mußte. Ich werde sie hierher bringen lassen, Du mahlst sie und sackst das Mehl in Deine Säcke, wohlverstanden in Deine Säcke? Sie sind doch gezeichnet?“

„Alle bis auf zwei Caffeefäcke —“

„Die läßt Du weg. Ich möchte nämlich nicht gern den Mehlhandel auf meinen Namen betreiben. Erstens wegen der Besteuerung und dann möchte die Welt sagen: ich mengte mich in Alles. Du verkaufst also für meine Rechnung auf Deinen Namen und zwar an Denjenigen, welchen ich Dir schicke. Ueber die Preise und Deine Vergütung wollen wir später einig werden. Bist Du damit einverstanden?“

„Einverstanden? . . . Herr Hirsch, wenn Ihr mich damit verschonen könnt, thut's. Ich bin ein alter gebrechlicher Mann, meine Frau ist krank und Ihr wißt, wo Mann und Frau fehlt, fehlt Alles,“ antwortete der Müller.

„Wie, Du willst nicht?“ frug Hirsch barsch.

— „Wenn ich besser bei der Hand und die Frau gesund wäre — — o gewiß, recht gern. Mahlen, mahlen — das will ich thun — aber den Handel — — Ihr seht ja — — es geht gar schlecht bei uns.“

„Unsinn. Es wird darum nicht schlechter gehen. Du übernimmst das Geschäft. Ich will's nicht umsonst haben. Wie? Ja oder nein!“ warf Hirsch unwillig ein.

„Ach — — — ich — — — ja, ich will's übernehmen,“ entgegnete der Alte ängstlich und nachgiebig.

„Gut. Nun noch eins,“ fuhr Hirsch fort. „Der Handel muß ein lohnender sein. Sowohl für mich als für Dich. Es muß etwas versucht werden, damit er recht vortheilhaft wird. Du sollst Dich indes um nichts kümmern und nur thun wie ich Dir sage. Unter das Mehl mengen wir etwas Schwerspath. Das schadet nichts und drückt ungeheuer auf das Gewicht.“

„Schwerspath? Barmherziger Himmel, das ist ja Betrug. — — — Nein, nein, Herr Hirsch, dazu will ich meine Hand nicht bieten. Ehrlich will ich bleiben, ehrlich leben und sterben.“

„Albernheiten! Wer sagt, daß das Betrug sei? Nichts ist's, nur ein kleiner Zusatz zur Verbesserung des Mehls. Dergleichen geschieht heut zu Tage allermwegen. Und dann mit Deiner Zerklichkeit. Kein Mensch giebt Dir 'was d'rauf. Das ist leeres Geschwätz . . . Wir mischen also etwas Schwerspath unter das Mehl. So will ich's.“

„Herr Hirsch, lassen wir das Geschäft. Versucht's mit einem anderen. Ich kann es nicht,“ bat der Müller flehentlich.

„Was?! . . . Du willst nicht? Bedenke, was Du Dir schadest. Oder bin ich für Dich über Nacht entbehlich geworden?“ frug Hirsch und warf einen finsternen Blick auf den alten Mann.

„Nicht doch, Herr Hirsch. Aber mein gutes Gewissen will ich mir rein halten. Will Alles andere besorgen, nur den Schwerspath, den Schwerspath laßt weg,“ erwiderte dieser.

„Bist Du von Sinnen? Der Schwerspath gehört unter's Mehl; Dein gutes Gewissen sollst Du behalten. Und nun genug. So bleib's. Nächsten Donnerstag bin ich wieder hier. Dann wollen wir mit dem Weizen beginnen.“ Hiermit schloß Hirsch.

Der Weizen wurde gemahlen und auch der Schwerspath

fehlte nicht. Nicht lange währte es und auf der Haagemühle war davon kein Stäubchen mehr. Girsch hatte Alles an den Mann gebracht, wie erwähnt, als Vermittler für den Haagemüller. Da er den Weizen von mehreren seiner Gläubiger anstatt Baar übernommen hatte, so brauchte er begreiflicherweise dafür nur sehr wenig auszugeben. Umfomehr mußte der Weizen nun abwerfen, wenn er als Mehl, mit Schwerspath gefälscht, in die Welt ging. So ließ denn das „saubere“ Geschäftchen nichts zu wünschen übrig. Die Vergütung für den Müller war nicht der Rede werth und wurde ihm auf seine Zinsenschuld in Anrechnung gebracht. Dafür hatte der Müller denn auch alle Folgen zu tragen. Es war eben sein Weizen, in seinen Säcken, aus seiner Mühle, der nur auf Empfehlung Girsch's gekauft wurde. — Eine verhängnißvolle Falle hatte ihm der Jude gestellt. Leider nur zu bald sollte sie sich fühlbar machen. Das Mehl hatte seinen Weg aus der zweiten in die dritte und aus der dritten in die vierte Hand genommen und war endlich von einem Bäcker in F. gekauft worden. Hier stellte sich der Betrug heraus.

Die Polizei constatirte auf Grund chemischer Untersuchung Schwerspath. Die noch vorhandenen Mehltreffe wurden beschlagnahmt und sofort ging's an den armen Müller. Er hatte ja seinen ehelichen Namen zu dem Betruge hergegeben und konnte nun seiner Bestrafung nicht entgehen. Ein Polizeicommissar und ein anderer Herr erschienen bald auf der Haagemühle. Der Müller von dem Zweck dieser unverhofften Haussuchung unterrichtet, war außer sich. Er betheuerte seine Unschuld — vergebens; nur der Umstand, daß man kein Stäubchen des gefälschten Mehles mehr bei ihm fand, hinderte seine sofortige Verhaftung. Aber bald darauf wurde er doch gefänglich eingezogen. Sein früherer Anecht, den er eines Vergehens wegen weggeschickt, hatte ihn der Staatsanwaltschaft denunciirt und sich dem Gerichte als Belastungszeuge angeboten. Der seither schon total verwirrte Mann erwies sich bei seiner Verhaftung als völlig geistesgestört. Sein Verstand

hatte unter dem Eindruck der Ereignisse Noth gelitten und wenn sich bei ihm auch hin und wieder einmal lichte Augenblicke einstellten, so schien er doch für immer geistig verloren zu sein. Bei der gerichtlichen Vernehmung, in der er beständig mit Hirsch phantasirte, erklärte man ihn für unzurechnungsfähig, entließ ihn und schlug die Untersuchung nieder. Jetzt schien dem teuflischen Juden die Zeit gekommen, seinem bedauernswerthen Opfer den Varaus zu machen. Er klagte seine Forderung ein, ließ die Mühle verkaufen und dem armen Müller mit seinem leidenden Weibe blieb nur noch das Einsitzrecht im Hause bis zu ihrem Lebensende. Peter wurde bei dem neuen Müller Bursche und unterstützte seine alten Eltern so gut es ging.

Fürwahr eine reiche Saat der Thränen war es, die Hirsch hier gesäet! Elend, Noth und Verzweiflung, die Folgen jüdischer Grausamkeit! —

* * *

Ach und dieses Alles stand dem Schafshofbauer nun lebendig vor der Seele. War er doch auch schon der Spielball von Hirsch's Unternehmungen geworden und immer noch schlimmer sollte es kommen, wenn nicht unerwartete Hülfe eintrat.

Eines Tages, es war um Pfingsten, überraschte ihn Hirsch mit einer „Kleinigkeit“, wie er sich ironisch ausdrückte.

„Innerhalb vier Wochen mache mir eine kleine Rückzahlung zusammen,“ sagte er. „So 8 bis 9 Tausend Mark. Mit dem andern will ich noch etwas verziehen.“

Der Schafshofbauer war wie vom Schlage gerührt, als der Jude diese Forderung stellte. Pfingsten war's, Pfingsten, wo der Bauer am Wngsten. Wo das Geld hernehmen? Wovon, 8 bis 9000 Mark — eine Abschlagszahlung — — von ihm, der im letzten Jahre kaum die fabelhaften Zinsen bestreiten, kaum seine Existenz behaupten konnte? Was thun? Der Jude forderte und er wollte befriedigt sein. Zwar wußte der schlaue Hebräer genau, daß er keinen Heller erhalten würde. Ernstlich war's ihm ja auch nicht zu thun um das Geld. Sein Verlangen sollte nur

ein Schreckschuß, ein Mittel zum Zweck sein. Er erhoffte neue Bucherzinsen, wenn er prolongiren müßte, und daß es so kommen würde, war vorauszusehen.

Der Bauer rief die Bäuerin zu sich. Es war das erste Mal seit seiner Bekanntschaft mit Hirsch, daß er es für nöthig hielt, der Frau seine Sachen anzuvertrauen. Er that es eben, weil er, selbst rathlos, nun einmal die Meinung des hintergangenen Weibes hören wollte. Die Bäuerin begriff sogleich, um was es sich handelte. Schon oft hatte sie im Stillen über ihre Verhältnisse nachgedacht und gar häufig waren ihr die Thränen in's Auge getreten, wenn der Bauer so niedergedrückt einherging und dann seiner unheilvollen Leidenschaft, dem Schnapie, sich hingab. Heute sollte sie nun erfahren, wie weit der Jude bereits gekommen, wie dicht er ihnen auf dem Nacken saß. Kreidebleich wurde sie, als Hirsch sein Verlangen wiederholte.

„Eine Abschlagszahlung?“ frug sie, — — — einen Abschlag in der Höhe? Und Sie wollen noch mehr haben — damit soll's nicht genug sein? Gnädiger Gott! Wo bleibt denn da unser Vieh — unser Weizen, unser Roggen? Wo bleibt unser Sorgen, unser Mühen? wo bleiben unsere Entbehrungen — wo bleibt Alles, was wir für Sie gethan, für Sie lassen mußten?“

„Gedulden Sie sich, Frau Bäuerin,“ entgegnete Hirsch. „Ein unüberlegtes Greisern hindert eine ruhige Auseinandersetzung. Nur eine Rückzahlung sollt Ihr mir leisten. Ich verlange nicht, was unrecht. Wenn's nicht geht jetzt, so sagt's nur. Wir müssen später ja doch vollständig abrechnen, damit's reinen Haushalt giebt; auf ein paar Monate soll mir's nicht ankommen.“

„Lieber Himmel! Und was wollen Sie denn noch weiter verrechnen, Herr Hirsch? Wir können ja das nicht leisten,“ sagte die Bäuerin.

„Frau Bäuerin — ich bitte Sie — diese kindlichen Fragen. Ueberlegen Sie doch, in welchen Räumen Sie jetzt wohnen! Welche Mittel das Alles gekostet — Dies, Jenes und Vieles mehr, wozu ich mein Geld hergab. Aber wie gesagt, machen Sie

sich keine Sorgen. Ich weiß, gerade jetzt wird's Euch schwer, zu zahlen, später werden Euch die lumpigen paar Hundert Mark ein Leichtes sein," versetzte Hirsch,

„Später? — — — lieber Gott — nie — niemals wird's möglich sein. Woher sollen wir das viele Geld nehmen? Wenn eine Kuh fett ist, ein Ochse gemästet, so kommt Ihr Schwager. Keinen Pfennig zahlt er. Es soll bei Ihnen verrechnet werden, sagte er. Und im Herbst die Frucht? Da kommen Sie, Herr Hirsch, lassen sie laden und — damit ist's gut. — — Achttausend Mark und das soll nicht 'mal Alles sein? . . . Barmherziger Himmel, da werden unsere schönen Aecker wohl draufgehen. Wo soll es anders herkommen," klagte Weinerlich die Bäuerin.

„Nur nicht verzagen, Frau Bäuerin," beruhigte Hirsch. „Der Bauer müßte mein Freund nicht sein. Wenn ich das Geld augenblicklich auch sehr nöthig habe — auf Ehre und Seligkeit, ich könnte ganze 1000 Mark damit verdienen — — 1000 Mark — 1200 Mark — bei Gott 1200 Mark, aber daß ich einen Freund dränge, das giebt's nicht. Erntet ruhig und seht sonst zu, was zu Eurem Besten dient. Du verlangst ja ebenfalls nicht das Unrechte Schafhofbauer, und wirst mich für den Verlust, den ich habe, gewiß billiger Weise in etwas entschädigen. Kommt Zeit, kommt Rath. Später werden wir schon wieder ganz glatt werden. Wenn Dir's mit den Äpfeln glückt im Herbst, dann hat's gute Wege. Ich warte also und Du giebst mir — ich will's so mäßig machen, wie's geht — Du entschädigst mich für meinen Gewinn, den ich jetzt haben könnte, statt den 1200 Mark giebst Du mir 300 Mark, ganze 300 Mark. Damit wirst Du wohl zufrieden sein. Laß es uns schriftlich machen. Ich habe hier ein kleines Schuldscheinchen ausgefertigt; die Frau Bäuerin kann's mit unterzeichnen.“

Was blieb übrig? Um einer gerichtlichen Einklagung, welche im Augenblick zweifellos auch den zwangsweisen Verkauf im Gefolge gehabt hätte, zu entgehen und den Unwillen des Juden nicht zu entfachen, gab der Bauer wieder einmal seinen Namen her, auch die

Bäuerin mußte sich wohl oder übel dazu verstehen. So waren 300 Mark mehr auf das Conto des Bauern gekommen und machten die Aussichten für ihn um so hoffnungsloser. —

Ein Jahr war darüber verstrichen. Wieder war's Sommer geworden und wieder drängte Hirsch auf Zahlung. Diesmal kategorischer. Die Schuld des Bauern war nicht weniger geworden in diesem Jahr — nein, im Gegentheil, höher war sie und immer höher wurde sie. Jetzt schon kamen die Zinsen zu den Zinsen und ließen das Capital zu einer erschreckenden Höhe anwachsen. Auch heuer wieder verstand sich Hirsch auf das Prolongiren, wie immer nicht zu seinem Nachtheil. Aber jetzt begann er im Stillen schon seine Pläne zur Reise zu bringen und der Subhastation vorzuarbeiten. Beutegierig sah er dem Zeitpunkte entgegen, wo die Galgenfrist sich zu Ende neigte. Ach und wie schnell war sie verstrichen! . . .

* * *

Der Herbst war gekommen. Ein trüber unfreundlicher Octobertag hüllte die ganze Gegend ein. Dichte Nebel lagerten auf Thal und Hüh! Auf dem Schafhof ganz besonders sah's düster aus. Man sah es deutlich auf dem gehärmten Antlitze der Bäuerin, in dem betrübteten Augenpaar Elisabeth's. Hirsch war wieder dagewesen und drohte mit Subhastation, wegen welcher er sich bei Gericht schon umgethan hatte. Er war nunmehr wirklich Herr und Gebieter geworden über sie, er, dem man noch vor kaum vier Jahren harmlos die Gastfreundschaft gewährt hatte. Das Bild im Kleinen, wie es heute, nach der verhängnißvollen liberalen Aera überall im deutschen Vaterlande uns sich darbietet!

Früh Morgens schon, nachdem Hirsch weggegangen, hatte der Schafhofbauer sich auf's Feld begeben. Halb in Verwirrung, halb in beängstigender Erwartung ging er, ohne ein Wort zu sprechen wohin. Fort trieb's ihn von den Seinen, fort — — ach und er wollte nicht wiederkehren. Verstoßen warf er noch einen Blick auf den heimatlichen Heerd, ein Blick, der die schrecklichen Spuren eines Unglücklichen nur zu deutlich verrieth.

Unheimlich funkelnd schweiften seine Augen umher und in zaubern-der Ungewißheit zog er langsam seines Wegs — Selbstmordgedanken im Herzen, Rachegelüste, Erbitterung gegen seinen Bedrücker in der Brust. In wenigen Minuten hatte er das Plätzchen erreicht, wo er seinem Leben ein Ende machen wollte. Es war eine kleine, unheimliche Niederung oben am WaldesSaum; von Erlen, Äspen und Weidengestrüpp wild bewachsen. Still war's hier — öde — leblos; kein Ton störte das grauenhafte Schweigen des nebligen Tages und kein Windchen räusperte sich als der Bauer von Reue, Noth und Verzweiflung getrieben die Stelle betrat, welche sein Sterbeplätzchen werden sollte. Indem er sich niedersezte auf die laubbedeckte, kalte Erde zog noch einmal die Vergangenheit im Geiste an ihm vorüber. Zum letzten Male gedachte er jener frohen Zeit, da er noch Herr, glücklich und zufrieden in seinen Wänden war, wo er noch geachtet und geehrt von Jedermann, als der wohlhabenste Mann in L. galt; er noch friedlich und sorglos sein Haupt niederlegen, freudig und selbstvertrauend seinen Geschäften nachgehen konnte, wo Elisabeth noch ein Kind gewesen, sie ihm die Arbeit verjüßten half, da er als glücklicher Vater eine Welt voll Hoffnung in ihren Augen sah, wo seine theuere Martha in mütterlicher Liebe noch an ihm hing und er Franzén seinen „wackeren Burichen“ nannte. Sie sind dahin, jene glücklichen Tage — freudeleer, hoffnungslos, verzweifelnnd liegt die Zukunft vor ihm. Nun will er lieber sterben, als in diesem qualvollen Zustande leben. . . . Zaghast und ängstlich holt er einen Strick hervor; scheu sieht er sich um. Kein Blättchen regt sich unter seinen Füßen, kein Windchen geht; Alles ist ruhig um ihn her, still wie im Grabe. Dichte Nebel verschleiern das Thal, dem er so gern noch einmal Lebewohl sagen möchte! In fieberhafter Erregung sucht er nach einem Ast im Gestrüpp, woran er den Strick befestigen könnte. Dann steht er; vor ihm reckt ein kahler Weidenstumpf seine bemoosten Äste zum Himmel empor; einen fürchterlichen Blick wirft er auf ihn. „Allein und verlassen stehst Du

hier, morscher Stumpf, verlassen, hoffnungslos, wie der Schafhofbauer. Wohl, werde mein Freund in dieser Einsamkeit, mein einziger noch und letzter.“ — Mit diesen Worten näherte er sich dem Baume — zur letzten Arbeit regte er seine Hände. . . . Da — auf einmal bricht ein Sonnenstrahl durch die Wolken und fällt hinein in sein düsteres Angesicht. Plötzlich hält er inne, heftig pocht sein Herz; der Strich entschlüpft willenlos seiner Hand. „Großer Gott — Verzeihung — Verzeihung!“ lallt er athemlos. Es ist ihm auf einmal so eigenthümlich, so schrecklich zu Dürste, fast möchte ihm der Angstschweiß ausbrechen. Sollte der himmlische Richter jenen sanften verheißungsvollen Sonnenblick zu ihm herniedergeschickt haben und damit sagen wollen: Laß ab von dem unseligen Beginnen? „Nein!“ ruft er, „nein, Jude — so nicht — diese Freude sollst Du nicht haben! Noch lebt ein Gott — noch lebe ich — — hinweg mit dem Ganzen! Der Schafhofbauer darf nicht zum Feigling werden! Eher magst Du sterben, Satan! Fort, fort von dieser Stelle, — die Rache ist süß!“

Wieder sah er sich um. Die freundliche Gottessonne blickte noch schöner darein und durchbrach die schweren Nebel, welche ihn einschlossen. Eine hoffnungsvollere, glückliche Zukunft schien ihm im Geiste heraufzuziehen. Getrost verließ er das entlegene Gestrüpp, seine Schritte heimwärts lenkend.

„Gott sei Dank!“ rief Elisabeth, als sie ihn kommen sah. „Da ist der Vater. Ach, Vater, wie lange war es uns um Dich — wir dachten — — ach Gott, wir dachten — — es wäre Dir ein Unfall begegnet?“

„Das nicht, Kind. Ich habe zu thun gehabt draußen,“ sagte der Bauer.

Auch die Bäuerin, die das Schlimmste befürchtet hatte, kam sogleich herzu. Man laß die aufrichtige Freude in dem treuen Auge des geprüften Weibes, als der Vater wieder kam. Inmitten so vieler Anfechtungen war sie ihm immer noch die treue Lebensgefährtin geblieben. Der Bauer war auf's Tiefste gerührt.

von der edlen Anhänglichkeit beider Lieben und bereute nun bitter, was er vorhin gethan. Still gelobte er sich, daß es nun anders werden müsse mit ihm, und ausgerichtet wandte er sich zu der Bäuerin.

„Beruhige Dich, Marthe,“ sagte er. „Ich weiß wohl, welchen Kummer und Sorge ich Dir gemacht habe. Ja, ich allein habe Alles verschuldet. Doch, so Gott will, jezt muß es eine Wendung geben. Noch ist er uns, der Schafhof und nicht ganz dem Juden. Heute noch gehe ich zur Stadt, zum alten Actuar. Er kennt mich und wird mir beistehen. Ihm will ich Alles sagen — Alles; Nichts will ich verheimlichen. Er wird Mittel und Wege finden, uns vor dem Schlimmsten zu bewahren. Er ist ein Freund der Bedrängten, ihm will ich vertrauen und Gott gebe, daß es was fruchtet.“

„O, es wird besser werden, Vater, thuts nur, geht zum Herrn Actuar. Heute noch — heute noch geht. Gott wird uns schon beistehen.“

„So wahr ich der Schafhofbauer bin, ich halte Wort. Hole meinen Sonntagsrock herbei, Elisabeth, tummele Dich. Doch erst siehe einmal nach was der Christian hat. Er kommt zu uns und macht ja ein freundliches Gesicht. Es wird ein Brief sein.“

Elisabeth ging hinaus. Der Briefbote, der sonst immer so verdrießlich dreinschaute, wenn er zum Schafhof mußte, war heute heiterer gestimmt, woraus man schließen konnte, daß er etwas Außergewöhnliches brachte. Ja, heute war es kein Zahlungsbefehl, keine Zustellungsurkunde oder Kostenrechnung und darum umzog jenes vergnügte Lächeln sein bärtiges Antlitz. Endlich wollte er dem braven Mädchen einmal eine Freude machen, denn der Brief an sie war von Franzén aus Italien, der Stempel besagte es. Unzählige Mal hatte sie bei ihm nachgefragt. Niemals hatte er etwas für sie. Heute nun, wo sie alle Hoffnung um Franzén aufgegeben, durfte er sie überraschen. Mit einem freundlichen „Grüß Gott“ trat er auf sie zu und übergab ihr das inhaltschwere und sehnüchtlig erwartete Schreiben. Hastig

öffnete Elisabeth den Brief; ein glückseliges Lächeln zog über ihre Wangen. Franz hatte geschrieben. Fast sprachlos vor Freude lief sie hinein zu ihren Eltern und mit freudenerstickter Stimme las sie:

Meine liebe Elisabeth, lieber Onkel und Tante!

Grollt nicht, wenn ich Euch jetzt erst wieder, nach so langer, langer Zeit einmal ein Lebenszeichen sende. Seid nicht böse über diese Verzögerung. Ich kann mir wohl denken Euerer Sorgen um mich, besonders die Deinen, liebe Elisabeth. Verzeihet's; ich hoffe bald wieder bei Euch zu sein und dann Alles wieder gut machen zu können.

Vergebens glaubte der gnädige Baron in dem milden Klima des Südens Heilung zu finden. Er ist nun gestorben, nachdem er Bäder auf Bäder genommen, Vergtouren, Landparthieen gemacht, Gondelfahrten, Alles gethan hatte, was die Aerzte ihm anriethen. Ein guter Herr war er, der Baron, der mir sehr leid thut, den ich nie vergessen kann. Wenn ich erst bei Euch bin, will ich Euch viel erzählen von seinem Edelmuth. Eins aber sollt Ihr jetzt schon wissen. Einmal, es war vor ungefähr einem Jahr, an einem Abend im Juli, als der Baron, dem Rathe seines neuen Arztes folgend, in meiner Begleitung eine Gondelfahrt am See Gestade unternahm; der Seeluft und der erquickenden Abendkühle wegen. Er sollte sich Bewegung machen, hatte der Arzt gesagt, daß sei gesund für ihn. So ergriff der Baron selbst das Ruder. Aber Gott, ich weiß nicht wie es kam, er mußte wohl etwas ungeschickt gesteuert haben — — — auf einmal kippte der Rahn um — — — wir fielen in's Wasser. Wie's geschah, kann ich selbst nicht sagen. Zum Glück konnte ich schwimmen; der Baron leider nicht. Aber meine Geistesgegenwart verließ mich nicht. Flugs schwamm ich ihm nach, erhaschte ihn noch rechtzeitig und brachte ihn an's Trockene. Gott hatte uns beigestanden. Der gnädige Herr hat mir meine Hingebung nie vergessen. Ich lohne es Dir einmal noch, Franz, sagte er

später immer zu mir, wenn er darauf zu sprechen kam und — er hat Wort gehalten, der gute Baron. Gleich nach seinem Tode erhielt ich ein Schreiben aus Deutschland. (In M. hatte er sein Testament hinterlegt). Es war die freudige Mittheilung, der Baron habe so überaus edelsinnig meiner gedacht und mir zwei Tausend Mark für treue Dienste und zwölf Tausend Mark für Errettung aus Lebensgefahr vermacht. Gott vergelte es ihm in Ewigkeit!

Ich habe auf Wunsch seiner Anverwandten nach seinem Tode noch 4 Wochen hier bleiben müssen. Aber nun will ich zurückkehren in die Heimath, will ein ehrbarer Landmann werden und wenn Du, meine Elsbeth, mich noch liebst und Onkel jetzt sein „Zawort“ geben will, will ich Dich heimführen als mein treues Weibchen. Alles Gute, was Ihr einst an mir gethan, die mütterliche Liebe der guten Tante, will ich redlich zu vergelten suchen.

Bis dahin lebt Alle wohl und laßt Euch grüßen und küssen von Euerem treuen

Franz.

Nächster Tage reise ich ab von hier nach M., wo das Testament vollstreckt und mir das Vermächtniß des seligen Barons eingehändigt werden soll; alsdann geht's zu Euch nach der Heimath.“

„Gott sei tausendmal Dank,“ rief die Bäuerin, indem Freudenthränen über ihre Wangen rollten. „So ist es denn wirklich wahr, er kommt wieder zu uns?“

„Franz, mein bester Franz, wie beschämst Du mich,“ hob der Bauer freudig bewegt an. „Ich bin wahrlich nicht werth, daß Du je wieder meine Schwelle betrittst. Ich habe zu sehr gefehlt an Dir. Doch ich weiß, Du kannst mir verzeihen, kehrt zurück zu dem Undankbaren, der einst in unbegreiflicher Verblendung ihm folgte, dem Juden. Du bist reich, ich arm geworden. Retter in der Noth sei willkommen! Mein Zawort — tausendmal sollst Du es haben, guter Kerl!“

Elisbeth war überglücklich. Sprachlos umarmte sie die Bäuerin und küßte sie unter Thränen. „Und Du meine liebe Elisabeth.“ fuhr der Bauer fort, wirst glücklich werden mit ihm Du hast's verdient. Siehe, so krönt Gott Standhaftigkeit, Treue und Liebe. „Nun wird ein anderes Leben einziehen bei uns, glücklichere Tage werden kommen und frohe Menschen sollen wieder wohnen auf dem Schafhof. Hinaus mit dem Juden, dem Elenden, für immer hinaus mit ihm! Nun sollen sie aufhören die Wucherzinsen. Ich fühle mich gestärkt zu meinem Gang; die alte Nüchternheit und Besonnenheit fühle ich wieder. Nun walt's Gott.

*

*

*

Nach zwei Tagen betrat der Schafhofbauer Hirsch's Wohnung in G. Es war ein schloßartiges, alterthümliches, aber comfortabel eingerichtetes Gebäude, umgeben von einem prächtigen Garten voll duftender Blüthen und beschattet von zwei alten Linden, welche zu beiden Seiten des Eingangs ihre belaubten Äste in einander wölften. In den sechziger Jahren starb hier der letzte Sproß eines altadeligen Geschlechts der Herren Sch. v. B. Nach dessen Tode kaufte Hirsch das Anwesen und bezog es, dasselbe ganz in seiner herrschaftlichen Einrichtung belassend. Heute noch schauen die alten Familienwappen über den Eingangsthüren herab in die unbegreifliche Gegenwart und die reizenden Arabesken des ephenumrankten Giebels erinnern lebendig an verschwundene Tage einer düsteren Zeit, der Zeit unglücklicher Feudalwirthschaft, während die heroischen Steinköpfe der Fenster ernstmahnend hinblicken auf die bekümmerten Gesichter der Dorfbewohner, welche tagtäglich ein- und ausgehen in den Räumen des Wucherjuden. Einst, da man noch Lehnzinsen hier erhob und Bauer und Bürger seinen Theil hingeben mußte für die adelige Herrschaft, da sahen wir noch glückliche Menschen daherkommen, die ihren Pflichten genügend, gerne gaben, was ihnen der Himmel bescheerte. Heute aber, nachdem alte Standesvorrechte aufgehoben, heute ist, Gott sei's geklagt, eine andere Art

Leibeigenschaft eingetreten, die Leibeigenschaft eines fremden, listigen Volkes, dessen Eclavenjoch frohe Menschen unglücklich, zufriedene Bewohner unzufrieden, lebensüberdrüssig macht. Ja, sie haben umsonst gestritten, unsere Väter für die edle Freiheit ihrer Söhne — dem stolzen Junker ist der tüdtische Jude gefolgt.

Als der Bauer eintrat in Hirsch's Stube, saß dieser gerade an der „Arbeit“ und berechnete, wie viel die Ausschachtung des Schafhofes ihm einbringen könnte. Eine unendliche Masse Kreidezahlen bedeckten den Tisch, auf welchen Hirsch tief in Gedanken versunken, seinen Kopf stützte.

Um ihn herum lagen Auszüge, Schuldscheine, Rechnungen und andere Actenstücke ungeordnet durcheinander — es war das Material seiner Arbeit.

Eine Weile ruhte der Blick des Bauern regungslos auf jenen stummen Zahlen, die so harmlos schienen und doch so vielbedeutend sein mußten, dann trat er näher. Erschrocken, wie aus einem Traume geweckt, sah Hirsch ihn groß an. „Was willst Du?“ fragte er barsch, „störe mich nicht — ich habe zu thun und helfen kannst Du mir nicht, Du hast für Dich nicht einmal Hülfe.“

„Laßt's genug sein für diesmal,“ hob der Bauer ruhig an. „Ist doch nicht Alles ganz im Reinen mit der Rechnerei.“

Hirsch sprang auf. „Was — Tölpel? Was sprichst Du? Hinaus! Draußen ist Dein! Unterstehe Dich nicht mehr hereinzukommen, hier ist die Thüre, hinaus mit Dir!“ donnerte er wüthend, indem er die Thürklinke ergriff und versuchte, den Bauer gewaltsam hinauszudrängen.

„Bergreift Euch nicht an mir. Ihr kommt an den Unrechten. Den Schafhofbauer werdet Ihr nicht von Haus und Hof jagen, das Gericht ist ehrlicher als Ihr, es wird andere Zahlen herausbringen — keine falschen Rechnungen, keine Wucherzinsen. Heute noch beantrage ich Revision Eurer sämmtlichen Forderungen. Was Euch gehört von Gott und Rechtswegen, sollt Ihr haben, aber die Wuchergeschäfte fallen weg!“ sagte der Bauer in unverändertem Tone.

Hirsch wurde leichenblaß. War das der Mann, den er so eben noch im Geiste sich einschiffen sah fern im Hafen, um dann jenseits des Oceans mit den Seinen eine neue Heimath zu suchen? Wie, war das die Stimme des Schafhofbauern oder die eines Wahnsinnigen? Doch er faßte sich schnell.

„Damit machst Du mir nicht bange,“ sprach er, „thue es nur alter Narr! Du wirst schon erfahren, was Wucherzinsen sind. Wucher schwätzt Du? Ich Wucherzinsen? Da spricht wieder der Branntwein aus Dir. Laufe hin auf's Gericht, beantrag's, geschwind, thue es. Schwarz auf weiß gilt und nicht die Sprache eines Betrunkenen, das wirst Du schon erfahren.“

„Ja wohl, schwarz auf weiß, das soll gelten, und die zwanzig Procent und fünfundzwanzig Procent Abzug, die Ihr immer gemacht, das auch Ich bin nicht betrunken, wie Ihr glaubt. Versucht sei Euer Schnaps, mit dem Ihr mich in Eure fluchwürdigen Garne gelockt habt. Aber noch kann ich mit klarem Verstande urtheilen, nüchtern bin ich geworden — Euer Treiben hat mich nüchtern gemacht. Der Richter ist ein gerechter Mann und so ohne Weiteres wird man Euch nicht Alles glauben, auch wenn Ihr der Herr Hirsch seid. Bis hieher und nicht weiter! Der Schafhof fällt Euch nicht zur Beute!“

„Ha — ha — ha“ — lachte Hirsch höhnisch. — „Das heiße ich überrascht. Du willst mich also bezahlen? Hast wohl Geld gefunden beim Ackern, oder hat's Dir der Teufel gebracht? Ha, ha, ha!“

„Das sind Euere Sorgen nicht, aber einen Strich mache ich Euch durch die Rechnung und das schwöre ich Euch bei Gott dem Allmächtigen, kein Jude wird je wieder meine Schwelle betreten. Nache schwöre ich dem Volke, das nicht säet und doch erntet, das nur aus dem Schweiß und Blut des Landmannes sich mäuset und ihn obendrein noch von seiner heimatlichen Scholle in Noth und Verzeißlung, End und Tod treibt, seine Söhne aber aus dem ihm abgestohlenen Eigenthum Richter, Advocaten, Aerzte und Räte werden läßt — — wie Ihr es

thut. Ja, lacht nur, lacht über Euer Schandthaten. Ihr wolltet mich austreiben aus meiner Väter Haus, gebt's auf, ich, ich, will Euch austreiben, gleich wie einst Christus das Schachervolk Eueres Stammes aus dem Tempel getrieben. Mein Haus soll mein Tempel sein!"

„Christus, ha, ha, ha — schönes Beispiel das, für Dich. Natürlich einen solchen Messias müßt Ihr Goims haben, sonst wird's Euch zu wohl,“ spottete Hirsch verächtlich.

„Was spricht Ihr?“ rief der Bauer empört und machte Miene, Hirsch an der Kehle zu packen. „Was Jude? — beschimpf er mir Christus nicht — sonst — — sonst — —“

Eine schnelle Entfernung schützte Hirsch vor dem Schlimmsten. Ehe der Bauer auf ihn zugehen konnte, war er im Nebenzimmer verschwunden. — Entschlossener und zuversichtlicher verließ dieser darauf das Haus, in fester Absicht, bei dem Amtsrichter vorstellig zu werden und Prüfung der bereits eingetragten Forderungen Hirsch's zu verlangen.

*

*

*

Der Richter war ein aufrichtiger Volksfreund, ein tüchtiger Beamter und gerader, durchaus gerechter Herr. Es war eben keiner von der Mehrheit der heutigen Juristen, die in moderner Begriffsverschwommenheit und falschen Humanitätsansichten so gerne für die „armen, verfolgten“ Juden Partei ergreifen, dagegen in bureaukratischem Dünkel gleichgültig und ruhig mit zusehen, wie das Judenthum planmäßig nach und nach den Bauernstand, jenen ersten Grundpfeiler des Staates, zu unterwühlen trachtet. Nein, von dieser Richtung war der Amtsrichter in G. nicht. Er hatte das Treiben der Juden während seiner Praxis in allen seinen Nüancen durchschaut, darin hatte seine Abneigung gegen die semitischen Bedrücker ihren einzigen Grund. Freimüthig ging er jedem dieser Leute auf den Leib, so daß er sehr bald bei der ganzen Judenthüm in G. und Umgebung in den Geruch eines schlimmen Judenfeindes gerieth. Das genirte ihn nicht; im Gegentheil, um so offener suchte er die Verderblichkeit der Juden

zu bekämpfen, in und außer seines Amtes. Dieses war auch dem Schafhofbauern bekannt geworden, ebenso auch das, was der brave Beamte zu seinen Gunsten bereits unternommen hatte. Der alte Actuar, ein guter Bekannter, der ihn einst, da er von Hirsch noch nichts wußte, oft mit seinem Besuche in B beehrt, hatte ihm Alles in vertrauter Weise mitgetheilt. Mit rührigem Fleiße und seltener Hingebung stöberte der Amtsrichter ganze Actenstöße, welche durch die seitherige, wucherische Thätigkeit Hirsch's entstanden, auf's Eingehendste durch. Meisterhaft zog er aus den Fasciceln alle obskuren Fälle früherer Subhastationen hervor, prüfend und vergleichend mit den nur sehr mangelhaft belegten hypothekarischen, handscheinlichen und sonstigen eingeklagten Forderungen. Einen überraschenden Einblick in die unsauberen Geschäfte Hirsch's gewährte ihm solches. Haarsträubend waren die Betrügereien dieses Nimmerfattes. Unter Anderem fand er, daß mehrere Schuldscheine über ganz gleichlautende Beträge an ein und demselben Tage ausgestellt waren, eine Wahrnehmung, welche ihm die Vermuthung nahe legte, ob der Bauer nicht eine Schuld zweimal quittirt haben könnte. Die Vernehmung des Bauern, der ihm gerade willkommen kam, bestätigte diese Annahme.

Hirsch hatte demselben stets glauben gemacht, das zweite Exemplar müsse sein, da Schuldscheine ohne Duplicate nicht gültig seien. Zwei volle Stunden behielt der Richter den Bauer bei sich. Dieser beschrieb sein Verhältniß zu Hirsch haarklein. „Gestehen Sie Alles und verheimlichen Sie nichts,“ rief ihm der wackere Amtsrichter zu, und als der Bauer ihm noch beschrieb, mit welchen Mitteln Hirsch ihn zu umstricken gesucht, wie er ihn überredet, zum Schnapsgenuß verleitet und verglichen, da brach er in ein lautes: „Entsetzlich!“ aus. Nun waren ihm Hirsch's Kniffe klar, die Gaunereien dieses Wucherfilzes zweifellos. Klar war ihm auch Manches aus früheren Subhastations-Manövern, und sichtlich entrüstet sprang er auf, näherte sich dem Bauern und sagte: „Gehen Sie lieber Mann und rechnen Sie auf mich. Der

Jude wird seinen Willen nicht haben. Schlafen Sie einmal wieder ruhig nach so langen, schlaflosen Nächten.“

Darauf entfernte sich Jener

*

*

*

. . . . In der Parteistube des Amtsgerichts wartete ein junger Mann. Ein stattlicher Vollbart schmückte sein hübsches, vollrothes Gesicht, aus welchem zwei feurige Augen freundlich in die Welt schauten. Der zutrauliche Blick, der sanfte Ausdruck, Alles kommt uns so natürlich vor an dem Manne, so herzwinnend, daß wir einen alten Bekannten in ihm zu sehen meinen. Wir täuschen uns nicht, es ist Franz. Während der Schaffhofbauer vor dem Richter stand, hatte er die Schreibstube verlassen, wo er bei dem auch ihm bekannten Actuar Schritte gethan wegen Jenem. Er ist heute von M. gekommen, woselbst das Testament des Barons vollstreckt worden. Bestürzt vernahm er die Schicksale des Bauern und beschloß sofort auf dem Gericht Erkundigungen dieserhalb einzuziehen. Hier erfuhr er zugleich, daß der Bauer soeben anwesend sei. Nun wollte er ihn erwarten und ihm beistehen, trotzdem er sich noch erinnerte, des Tages, da ihm der alte stolze Mann die Thüre gewiesen und kurzfristig gethan, wie der Jude es gewollt. Doch heute sollte es vergessen sein, heute wollte er Alles für ihn hingeben, Person und Vermögen, Blut und Gut. Galt es doch zu retten, was noch zu retten war vor den Klauen des Wucherers — Elebeth, seines lieben Mädchens wegen, der gutherzigen Bäuerin zu Liebe. —

Da öffnet sich die Thüre zum Gerichtstokal und der Bauer betritt die Parteistube. Er erkennt Franz nicht, der Bart hat ihn verändert. Starr vor Entsetzen sieht Franz ihn an. Er kann es kaum glauben, daß der Schaffhofbauer vor ihm steht. So sollte er gealtert haben in kurzer Zeit? So grau sollte der Bauer geworden sein? Doch seine Stimme ist es.

„Grüß Euch Gott!“ ruft Franz, indem er sich auf ihn zuwirft und ihm die Hand reicht, sie herzlich drückend. „Hier bin

ich wieder, zaudert nicht, Franz ist's. Wie geht es Euch, was machen sie zu Hause? Darf ich mit Euch gehen zu den Lieben? Gewährt es mir, Ihr thut's keinem Undankbaren! Aber seit nicht so verstimmt Vater! — Nicht war, Ihr erkennt mich bald nicht wieder? Ja, ich bins, mein Vart nur macht mich Euch fremd.“

Der Bauer fiel Franz in die Arme. „Mein guter Franz,“ rief er und brach in Thränen aus. „Dieses Wiedersehen — hier an dieser Stätte. O, wer hätte das gedacht! Nicht war, Du weißt Alles um mich, weißt, weshalb ich heute hierher gekommen? So bist Du wirklich noch der Alte und willst zurückkehren zu dem alten, undankbaren Starrkopf? Wie, willst ihn beschämen, den alten kurzichtigen Schafhofbauer? O, rede nicht, zürne nicht! Verzeihe nur einem unglücklichen Manne,“

Franz schaute stumm in das thränenvolle Angesicht des Bauern, dann hob er tiefgerührt an:

„Gebt Euch, es wird Alles wieder gut werden. Ich weiß, was Euch bekümmert. Seid getrost. Der Jude soll sehen, daß Ihr noch Freunde habt in dieser Welt. Nun kommt aber, nun wollen wir heim zu den Lieben, wollen Alles zu Hause gehörig besprechen. Ihr werdet mir Dank wissen und — — und mir dann auch, wenn ihr wollt, Euer Jawort geben, wenn ich Euch bitte, um Elisabeth. Was macht sie denn, wie geht's der Mutter? Kommt, laßt uns nicht säumen, ich habe großes Verlangen nach ihnen.“

Der Bauer, sichtlich bewegt von Franzens Worten, konnte nicht antworten, aber freudige Dankbarkeit sprach aus seinem Blick gegen den jungen Mann, der sein Wohlthäter werden wollte. Tausendmal hätte er ihn umarmen, ihn küssen mögen.

Darauf verließen beide das Gerichtsgebäude und machten sich auf den Weg nach dem Schafhof.

Unbeschreiblicher Jubel herrschte, als der Bauer in Begleitung Franzens dort ankam. Elisabeth war schier außer sich vor Freude. Franz schloß sie in seine Arme und küßte sie herzlich. Auch die Bäuerin umarmte seelenbergnügt ihren heim-

lehrenden Siebling. Und wenn's auch Franz betrückte, das matte Auge und die gramdurchfurchten Züge der Bäuerin, er fühlte sich doch überglücklich in den Armen seines Mädchens. Bald war er wieder heimisch auf dem Schafhof. Alte liebe Bekannte sah er wieder, obgleich die Veränderungen, die hier vorgekommen, ihm anfänglich nicht recht in den Sinn wollten. Doch die mächtige Linde im Garten schickte immer noch ihre Blüthenbüste hernieder, und das alte liebe Plätzchen, wo er früher so gerne geweilt, ladet auch heute noch freundlich zur Ruhe ein. Gütig nickten die Rosen vom Gartenzaune her, so wie einst, da er Abschied genommen von ihnen, frohe Erinnerungen in seiner Seele erweckend. Es ist die alte Heimath noch, die alten Menschen und nur neue Hoffnung, neue Glückseligkeit, Zuversicht und Liebe sind mit ihm eingelehrt!

. . . . Es war nach vier Wochen, als ein in der Residenz erscheinendes Antisemitenblatt die Verhaftung Hirsch's meldete. Groß war daher die Aufregung in der Kreisstadt. Wie sollte sich ein so angesehenener und vornehmer Herr vergangen haben? Wie war es möglich, daß ein Stadtrath und Villenbesitzer von der strafenden Hand der Gerechtigkeit ereilt worden war? Viele fanden es geradezu unglaublich. Sollte er es wirklich verdient haben, er, der überall als guter Jude galt? Hin und her zerbrach man sich die Köpfe. Die Localpresse, die Presse der benachbarten Großstadt hüllte sich in tiefes Schweigen. Nur jenes Antisemitenblättlein hatte den Muth öffentlich zu erklären, mit welcher Raffinirtheit, Grausamkeit, mit welch' gemeinen Kniffen und Praktiken Hirsch Geschäfte gemacht. Grober Betrug und Wucher, Urkundenfälschung und wissentlicher Meineid führten zu seiner Verhaftung. Dank dem rastlosen Beamteneifer des Amtsrichters konnten in der Klagesache gegen den Schafhofbauer 21 Betrugsfälle constatirt werden. 45 weitere ergab die Prüfung von Subhastationsfachen gegen Leute, welche längst gestorben und verstorben oder nach Amerika ausgewandert waren. Die eidlische Vernehmung einer Magd sowie des Sohnes des Haagemüllers

und eine anonyme Denunciation stellte den wahren Thatbestand hinsichtlich des gefälschten Mehles fest. Aus den Verhandlungen ging sonnenklar hervor, daß Hirsch durch seine teuflische Verschmißtheit den Müller, dessen Unschuld zu Tage kam, zum Wahnsinn getrieben. — Die mit 33 000 Mark eingeklagten Forderungen an den Schafhofbauer wurden gerichtszeitig auf ca. 20 000 Mark festgestellt; das Gegenguthaben des Bauern aus Vieh, Getreide, Heu, Stroh, Kartoffeln und Anderem, was dieser Hirsch fortwährend liefern mußte, auf 9800 Mark; die danach noch verbleibende Schuld wurde durch Franz der Gerichtscasse eingehändigt. Das Gut ließ der Bauer diesem zuschreiben.

Die Schurkereien des jüdischen Blutsaugers, wie solche aus seiner „Praxis“ hervorgingen, waren haarsträubend; unglaublich die Art und Weise, wie er seine Opfer zu bestricken suchte. Fast in allen Fällen spielte der Fasel, seine Freisäßen, eine Hauptrolle. Doch die Vergeltung hatte ihn erreicht. Die Herren von der hauto volée der Kreisstadt zwar, welche wir mit Hirsch im Casino sonst allabendlich einen Skat spielen sahen, und denen er so oft zärtlich seine Hand zum freundschaftlichen Gruße gereicht, sind sehr kleinlaut geworden. Niemand will etwas hören von der Verhaftung, die wie eine Bombe überall eingeschlagen. Die feile, bestechliche Presse natürlich ist noch kleinlauter; sie ist's aus Schonung für die „armen verfolgten Juden“ und weiß warum.

Dagegen haben die Enthüllungen des wackeren Antisemitenblattes reinigend, wie ein Gewitter, gewirkt. Fürwahr, eine ehrliche Zeitung. Ernstmahnend, aufklärend und unerbittlich gegen jüdische Nichtswürdigkeiten zu Felde ziehend, erfüllt das Blatt treulich seine Pflicht als furchtloser Anwalt des arbeitenden Volkes.

„Wo die Juden am besten gedeihen,

Hört man die Armuth am lautesten schreien,
ruft es hinein in die deutschen Lande. „Tretet herzu,“ mahnt es, „scharf Euch um unsere Banner — wir sind Antisemiten, Volks- und Vaterlandsfreunde! Auf, Bürger und Bauer, wir

streiten für des deutschen Volkes Rechte — Wir wollen frei sein, keine Judenknechte!"

Sinniges Mitgefühl mit unseren leidenden Brüdern, Liebe zu unserem Mitvolk weckt diese Sprache in uns. Wir reichen ihnen die Hand, den muthigen Streitern für Volkswohl, Vaterland und Freiheit und werden eifrige Antisemiten

Die letzte Wahl führte uns zufällig am Schafhof vorüber. Franz, der uns von Weitem schon erkannte, lief uns entgegen, hieß uns herzlich willkommen und lud uns ein, ihm in das Haus zu folgen. Die Bäuerin, die gute Alte, saß am Spinnrad. Emsig glitt der Faden durch ihre Hand, indes ein hausebändiger, blondgelockter Knabe vergnügt spielend vor ihr herumtummelte. Es war Franzens Altestter, Elisabeth saß der Großmutter gegenüber; ein prächtiges Mädchen lag an ihrer Brust. Liebkosend hob sie es empor und trug es seinem Bettchen zu. Mütterliches Glück strahlte aus ihren Augen, als die Kleine einnickte und sie uns nun aufwarten zu können meinte. Auch der Schafhofbauer war zur Stelle. Glückliche Zufriedenheit sprach aus Aller Blicken, die alte Glückseligkeit, der alte Wiedersinn war wieder eingelehrt. Segen ruhte auf dem Hause und der Wohlstand früherer Tage schien neu aufzublühen. So freuten wir uns denn mit den Glücklichen. Leider waren die wenigen Augenblicke nur zu schnell entflohen und wir mußten, nachdem Franz uns in gastfreundlicher Weise bewirthet, den Heimweg antreten. Gerne hätten wir noch länger verweilt, plaudernd und scherzend unter frohen Menschen. Als wir den Schafhof verließen, stillvergnügt, in Franz einen ächten Gesinnungsgegnossen gefunden zu haben, drückte dieser uns noch einmal die Hand. „Gott lohne es Ihnen," sagte er, „Sie kämpfen einen guten Kampf. Ich werde stets bei Ihnen sein!" Er deutete nach einem weißen Schild an der Hofthüre. „Und hier sehen Sie, kein Jude wird je wieder auf den Schafhof kommen — ich bin ein Mann von Wort und halte, was ich mir vorgenommen."

Wir mußten gestehen, ein wackerer deutscher Mann! „Bravo!

So ist es recht!" riefen wir, als wir die Worte lasen: „Juden ist der Zutritt untersagt!“

. . . Die Wahl verging. Obwohl ein antisemitischer Candidat in dem Wahlkreis nicht aufgestellt gewesen, erfüllte es uns am Abend des Wahltages doch mit großer Freude, als wir in L. eine stattliche Anzahl Stimmen auf den Namen eines im schweren Kampfe gegen das mächtige Judenthum erprobten Mannes aus der Urne hervorgehen sahen. Sollte dies die Morgenröthe einer besseren Zukunft sein? Sollte der antisemitische Funken zu glimmen angefangen haben? Möge es die kommende Wahl lehren! Möge das Volk immer mehr erkennen, daß nur die Antisemiten die wahren Volksfreunde, die wahren Vertheidiger seiner heimatlichen Scholle gegen Judenlug und Juden-
trug sind, eingedenk ihrer Losung:

Wir streiten für des deutschen Volkes Rechte,
Wir wollen frei sein, keine Judenknechte!



